N. I. Kl. Oct. D. b. x. 61. Duodez.

D. L. 432

fol. 77/61.

LD 4517
1

A. Mahlmanns kleine Erzählungen, Gedichte und prosaische Aufsätze.

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Erste Sammlung.

Zofingen, 1801.

Innhalt.

I. Benno. Eine Erzählung. S. 1.

II. Briefe aus dem Bade, von Eduard an Heinrich. S. 44.

III. Adelheid von Montmorency. Eine romantische Skizze aus der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts. S. 108.

IV. Agathos und Kalli. Eine Erzählung aus dem goldnen Zeitalter. S. 132.

V. Am Tage Allerheiligen. S. 143.

VI. Der Jüngling und der Wanderer. S. 146.

VII. Amulett. S. 149.

VIII. Gebet. S. 150.

IX. Der Veilchenkranz. S. 152.

X. An Leonoren, bei dem Tode ihres neugebornen Kindes. S. 154.

XI. Mannssinn. S. 155.

XII. Nachtlied. S. 157.

A. Mahlmanns

gesammelte

Schriften.

I.

Benno.

Eine Erzählung.

I.

Es war gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, als Philipp der Erste Frankreich beherrschte. Sein Hof war der glänzendste von Europa, und er selbst nannte sich den König der Könige. In gewißer Rücksicht mochte diese Benennung wahr seyn, denn er war der üppigste und sittenloseste Monarch seiner Zeit. Das Beispiel, das er seinen Unterthanen gab, wirkte so mächtig, daß seine Residenz bald zu einem Sammelplatze aller Wollüste ausartete, daß die stillen Tugenden des Bürgers, Religion und Sittlichkeit verachtet, und nichts geschätzt wurde, als das Laster mit seinem blendenden Glanze. — Der Geist der damaliden Zeit ertrug wohl Gewaltthätigkeiten, die der Stärkere an dem Schwächern ausübte, aber die entnervenden Laster der Ueppigkeit und der Wollust waren allgemein verabscheut. Man hieng noch der Religion seiner Väter mit blinder Ergebung an, noch waren die Eide heilig, der Schwur der

Ehe unverletzlich, und Keuschheit und Reinheit der Sitten war die Mitgabe, die der Sohn vom Vater, die blühende Jungfrau von der Mutter erhielt. Philipps Leben erregte daher allgemeinen Unwillen, die Kirche bediente sich ihrer Macht, deren Anwendung wenigstens in diesem Falle wohlthätig war, und von dem päpstlichen Stuhle, auf welchem damals Urban der Zweite saß, fiel der Bannstrahl auf das Haupt des Königs.

2.

Benno war aus Flandern, sein Vater, der da ein kleines Gut besaß, hatte ihn schon in seinem funfzehnten Jahre, durch Verwendung eines Oheims, an Philipps Hof gebracht, um dort die Dienste eines Pagen zu verrichten, und dann bei zunehmendem Alter die ritterlichen Uebungen zu erlernen. Er genoß eine Erziehung, die in der damaligen Zeit vortreflich war, das heißt, man lehrte ihn lesen, ein wenig schreiben, und sehr viel Christenthum. Er wuchs heran, und lernte reiten und turniren; er ward Knappe und that sich in mehreren kleinen und großen Fehden hervor, die damals zur Tagesordnung gehörten. Sein offnes empfängliches Herz, sein feuriger Geist, erwarben ihm überall Freundschaft uud Zutrauen; er war ehrerbietig und bescheiden im Kreise der Männer, froh in den Zirkeln der Jünglinge, sanft und anziehend in den Gesellschaften der Frauenzimmer. Im drei und zwanzigsten

Jahre erhielt er endlich den Ritterschlag, und durch den Tod seines Vaters, der kurz darauf erfolgte, seine völlige Freiheit. War es ein Wunder, daß ihm diese an einem solchen Hofe gefährlich ward? Der Strudel riß ihn mit fort, sein gutmüthiges zur Freude gestimmtes Herz war nur zu leicht zu gewinnen, und sein Geist hatte nicht Festigkeit genug, der Verführung zu widerstehen.

3.

Es giebt in dem Leben eines jeden bessern Menschen einen feierlichen Augenblick, wo er sich selbst und den Weg, den er wandelt, übersieht, wo er jede Abweichung bemerkt, und mit festem Tone zu sich selbst sagt: Ich will anders seyn! Hat seine Seele Kraft, dieser innern Gesetzgebung zu folgen, so kann man von diesem Augenblicke von ihm sagen, er besitze einen Charakter; ein Attribut, mit dem man im gemeinen Leben viel zu freigebig ist, und das man im Grunde nur wenigen Menschen beilegen kann. Es war nicht die Furcht vor dem Bannstrahl Urbans, die den Ritter Benno zu bessern Entschlüssen führte, denn seine stolze Seele kannte keine Furcht; aber der allgemeine Unwille, der bei dieser Gelegenheit laut ward, öffnete ihm die Augen über sich und die Menschen, die ihn umgaben. „Ich will sie fliehen, die Elenden, die mich um die Unschuld meines Herzens, um die Reinheit meiner Sitten betrogen haben,„sagte er zu sich selbst, und kaum

grante der Morgen, so zog er, von einem einzigen treuen Diener begleitet, nach der väterlichen Burg.

4.

Gottfried von Bouillon, Herzog zu Lothringen, war mit den edelsten seiner Vasallen aufgebrochen, um die heiligen Stellen, welche mit dem Blute des Erlösers gefärbt waren, den Händen der Ungläubigen zu entreißen. Das Gerücht von seinen Thaten durchflog ganz Europa, überall sprach man von dem Ruhme der Helden, von ihren beschwerlichen Zügen, von der Pracht, mit der der Kaiser Alexius in Konstantinopel Hof hielt, und von den Künsten und Wissenschaften der Sarazenen in Asien. Alles rüstete sich den Helden zu folgen und ihre Lorbeern zu theilen, unter andern Hugo, der Bruder Philipps von Frankreich, und Robert der Graf von Flandern, Benno's Lehnsherr. Da ward dem Ritter Benno die Burg seiner Väter zu enge, er sehnte sich die heiligen Länder zu schauen, wo der Wunderbare gewandelt hat, an den wir alle glauben, der Durst nach Thaten ergriff ihn, und er verkaufte seine kleine Besitzung und trat in Roberts Gefolge seinen Zug nach Palästina an. Sie nahmen ihren Weg nicht wie die übrigen Kreuzfahrer durch die Staaten des Königs Colomann von Ungarn, sondern giengen nach Italien, empfiengen da den Segen des Papstes, und schifften dann nach Durazzo

über, um sich mit den Helden, die vorausgegangen waren, bei Constantinopel zu vereinigen.

5.

Benno besuchte den Hof des Alexius. Alles, was der verfeinerte Kunstgeschmack der Griechen und die Ueppigkeit des Morgenlandes hervorgebracht hatte, war hier anzutreffen. Ein Fest verdrängte das andre, kostbare Geschenke wurden gegeben; aber es entgieng dem scharfen Auge Benno's nicht, daß man dadurch nur die Armuth des Landes verstecken, und die Feindschaft, die man gegen die neuen Ankömmlinge hegte, verbergen wollte. Unter dem Heere, das zur Besiegung der Ungläubigen ausgezogen war, gab jeder vor, er habe der Ehre Gottes sein Blut und sein Leben gewidmet, aber jeder trug den niedrigsten Eigennutz in seiner Brust. Die Heerführer dachten nnr an Eroberungen großer Provinzen, die Soldaten dürsteten nur nach Raub und Beute, und überließen sich allen Gräueln einer schlecht geordneten Kriegszucht. „Ist sich denn der Mensch überall gleich?" rief Benno aus: „muß selbst das Heiligste entweiht werden, um seine niedrigen Triebe zu befriedigen? Mit welchen schönen Aussichten verließ ich mein Vaterland? und was werde ich hier anders seyn, als daß elende Werkzeug, die Raubsucht meiner Untergebenen zu befriedigen, und der Ehrbegierde meiner Vorgesetzten genug zu thun?"

6.

Die Armee der Kreuzfahrer verließ die Gegend von Constantinopel, und eröffnete den Feldzug des Jahres 1097 mit der Belagerung von Nicäa, der Hauptstadt Bithyniens. Kunst und Natur hatten diese Stadt befestigt, und der Muth ihrer Einwohner vertheidigte sie hartnäckig. Umsonst wagten die Heere der Christen mehrere Stürme, sie wurden zurückgeschlagen, und Haufen von Leichen bezeichneten die Stellen, wo sie mit vergeblicher Anstrengung gefochten hatten. Der Sultan Kitidge-Arslan hatte den größten Theil seiner Schätze in der Stadt, und rückte daher mit einer Armee von 50000 Mann zu ihrem Entsatz an. Die Christen waren davon benachrichtigt, erwarteten den Sultan und schlugen ihn nach einem hitzigen Gefechte wieder in die Gebirge zurück. Er ließ 4000 Mann auf dem Platze, aber auch den Christen war dieser Sieg theuer zu stehen gekommen, mehrere Tausende waren geblieben, unter ihnen Balduin Graf von Gent, einer der besten Freunde Benno's. Der stolze Sarazene war über seinen Verlust mehr wüthend als niedergeschlagen, er erneuerte am andern Morgen das Treffen, die Besatzung unterstützte ihn durch einen heftigen Ausfall, und das Heer der Christen kämpfte den blutigsten Kampf, den es bis jetzt gefochten hatte. Benno stritt in der vordersten Reihe unter der Fahne Roberts von Flandern; ihm gegenüber that ein junger Sarazene Wunder der

Tapferkeit; er hatte sich mit einem kleinen Haufen, der ihm folgte, durch das Vordertreffen der Christen durchgeschlagen, und machte alles nieder, was sich ihm entgegenstellte. Ein Pfeil verwundete seine rechte Hand, aber er faßte den Säbel mit der Linken, und stürmte gegen Benno an. Der Jüngling war ermattet, es gelang dem Ritter ihn zu entwaffnen. Da fiel der junge Held ihm zu Füßen und sprach: „Christ, ich will dein Sclave seyn, nur schone meines Lebens!“ Benno war ausgezogen, um das Blut des gefallnen Freundes zu rächen, er rief: Ungläubiger, du mußt sterben! da stammelte der Jüngling! „ich habe einen alten Vater!“ aber Benno haute ihn nieder. Kaum sah ihn sein Haufe fallen, so stürmte er mit erneuerter Wuth gegen den Ritter an, seine versuchtesten Leute fielen, er selbst mußte sich zurückziehn. Schon neigte sich die Sonne gegen Abend, und noch war der Ausgang der Schlacht ungewiß, die Priester liefen mit dem Bilde des Gekreuzigten durch die Reihen, die Weiber schrien und heulten im Lager, da siegte endlich die Menge und die Schwärmerei, und die Sarazenen flohen in die Gebirge.

7.

Während am andern Tage das ganze Lager den entscheidenden Sieg feierte, saß Benno traurig vor seinem Gezelte.

„Warum so niedergeschlagen, tapfrer Ritter?“ fragte der Capuziner Bernard.

„Ich habe einen wehrlosen Menschen ermordet,“ antwortete Benno.

„Ihr habt einen Ungläubigen geopfert, erwiederte der Capuziner.

„Mönch!“ seufzte Benno, „es war der schönste tapferste Jüngling, den ich je sahe.“

„Es war ein Feind Gottes!“ versetzte der Mönch.

„Er hatte einen alten Vater!“

„Wollte Gott, der alte Vater wäre auch in unsre Hände gefallen, so wäre die Brut vernichtet.“

„Mönch, ihr seid entsetzlich!“ sprach Benno, und entfernte sich.

„Gott will es haben,“ rief ihm der Mönch nach.

Einsam gieng der Ritter in dem Walde spazieren, der an deu rechten Flüdel das Lagers stieß. Das Bild des unglücklichen Jünglings schwebte vor seinen Blicken, es stiegen Gedanken in ihm auf, vor welchen er erschrack, er verlor sich in Dunkelheiten und Zweifeln, und kehrte erst mit einbrechender Nacht wieder ins Lager zurück.

Nach einer langwierigen Belagerung gieng endlich Nicäa durch Capitulation über. Das Heer der Christen bezeigte durch Gräuel und Grausamkeiten seine Freude. Benno sah dieselben Laster, die ehemals am Hofe Philipps mit dem Banne

bestraft wurden, ungestraft unter den Augen der Geistlichkeit, ja von Geistlichen selbst verüben. Man war allgemein unzufrieden darüber, daß das Leben der Einwohner durch die Capitulation gesichert worden war, denn man hatte sich vorgenommen, alles über die Klinge springen zu lassen und weder Alter noch Geschlecht zu schonen. Die Geistlichkeit sagte laut, man brauche den Feinden Gottes kein Versprechen zu halten, und munterte die Soldaten zum Mord auf, aber Butumites der Feldherr der Griechen, hintertrieb es, indem er die Thore von Nicäa sperrte, und nicht mehr als 10 Mann von der Kreuzarmee auf einmal hereinließ, welche dann bei ihrer Zurückunft ins Lager durch 10 andre abgelöset wurden. Damit das Mißvergnügen hierüber nicht laut ausbrechen möchte, so ließ er Geld unter die Soldaten vertheilen, und erlaubte ihnen alle Ausschweifungen, denen sie sich im Lager überließen. Viele der gefangenen Christen, welche vermöge der Capitulation ausgeliefert worden waren, giengen wieder zu den Sarazenen über.

8.

Unterdessen daß sich das Heer der Kreuzfahrer aller Ausgelassenheit der Freude überließ, und sorglos vor den Mauern des eroberten Nicäa schwelgte, sann der Sultan, den sein Unglück nur entschloßner gemacht hatte, auf ihr Verderben. Er hatte durch Kundschafter erfahren, daß sie Wil-

lens waren nach Antiochien zu marschieren, und lagerte sich daher mit einem auserlesenen Heere in die Gebirge, durch welche sie ihren Weg nehmen mußten. Das Heer der Christen brach auf, es kam in die Gebirgspässe von Phrygien, die Wege waren eng und beschwerlich, der Zug gieng nur langsam, und die Armee theilte sich daher in zwei Colonnen, um schneller durch die Gebirge vorzurücken. Der Sultan benutzte diesen Fehler und fiel die Colonne an, welche linker Hand marschirte und die schwächste war. Die Armee war auf nichts weniger vorbereitet als auf einen solchen Anfall, die Sarazenen stritten mit grenzenloser Wuth, um den Schimpf ihrer zweimaligen Niederlage abzuwaschen, die Christen wurden umringt, eine unzählbare Menge Volks blieb, und beinahe ihre ganze Bagage fiel in die Hände der Feinde, Robert focht mit seinen Basallen mitten unter den dichtesten Haufen der Sarazenen, aber vierzig seiner tapfersten Ritter fielen an seiner Seite, Benno ward gefangen, und Robert selbst so schwer verwundet, daß er bald nachher starb. Es würde um die ganze Abtheilung des Heers geschehen seyn, wenn ihr nicht die andre Colonne noch zu rechter Zeit zu Hülfe gekommen wäre, und die Sarazenen zurückgedrängt hätte.

9.

Seiner Rüstung beraubt, mit Ketten belastet, ward Benno mit mehreren Gefangenen vor den Sultan geführt.

„Hattet ihr zu Hause keine Gräber, daß ihr so weit herkommt sie zu suchen?“ fragte der Sultan.

Benno erwiederte stolz: „Wir fragen nach dem Tode nichts, wir streiten und sterben für die Ehre unsers Gottes!“

Da erhob sich der Sultan von dem prächtigen Teppich, auf dem er saß und fragte mit zornigem Blicke.

Hält euer Gott Rauben = Morden und Plündern für Ehre? Wenn es wahr ist, daß er hier gewandelt hat, warum befleckt ihr seine Fußtapfen mit Gräueln? Was thaten euch meine Unterthanen? überfielen sie eure Hütten? trieben sie eure Heerden weg? entführten sie eure Weiber? Ihr Unsinnigen, was trieb euch über das Meer?

Benno verstummte. Man führte die Gefangenen aus dem Zelte des Sultans, vor welchem sich eine Menge Volks versammelt hatte, um sie vorbeiführen zu sehen. Da drängte sich ein Jüngling durch den Haufen des Volks, und trat zu Benno, und sprach zu dem Offizier, der die Wache der Gefangenen commandirte: „Emir, laß mich diesem Christen seine Fesseln lüften!“ Benno blickte auf, und siehe der Jüngling stand vor ihm, den er in der Schlacht bei Nicäa so schändlich nie-

dergehauen hatte, eine breite Narbe lief an seiner Stirn hin, sein Angesicht war blaß. „Also du lebst noch?" rief Benno freudig." Allah hat mich gerettet!" sagte der Jüngling, und blickte dankbar zum Himmel. „O vergieb mir!" rief Benno, aber der Jüngliug schwieg, und lüftete ihm seine Fesseln.

10.

Um seine Auslösung zu erleichtern, hatte sich Benno für einen gemeinen Krieger ausgegeben, aber er erschwerte dadurch seine Lage. Anstatt, daß man die vornehmern Gefangenen als Geißeln im Lager zurückbehielt, führte man ihn mit den Gemeinen nach Antiochien ab, und da man auch da ihren Aufenthalt nicht für sicher hielt, so transportirte man sie durch Syrien nach Cairo. Das Ungemach, das sie unterwegs ausstanden, war schrecklich; mit elenden Lumpen bekleidet, mit Ketten an einander geschlossen, mußten sie die brennenden Sandwüsten dieser Gegenden durchwaten, ohne Obdach waren sie den Sonnenstrahlen unaufhörlich ausgesetzt, und oft vergiengen mehrere Tage, ohne daß ein Trunk ihre trockne Zunge labte. Viele starben, und Benno blickte oft voll Sehnsucht zu dem Himmel, und bat um das Ende seiner Qual, zumal da ihm durch den Tod Roberts jede Aussicht zu seiner Befreiung benommen war.

Endlich näherten sie sich Cairo. Ihr Weg gieng nun durch fruchtbare Aecker, durch schattige Wälder bei blühenden Gärten vorbei, und schon der Anblick dieser schönen Landschaft stärkte die Ermatteten. Sind das die Menschen, dachte Benno, die unsre Priester Feinde Gottes nennen? warum läßt Gott die Saat seiner Feinde so schön aufgehen? warum erntet der Ungläubige so gut wie der Gläubige?

Eine Menge Sarazenen, die sich vor den Christen geflüchtet hatten, hielten sich theils in Cairo, theils in den nahegelegenen Gegenden auf, und hatten die Nachricht von den Grausamkeiten, die die Kreuzfahrer gegen die Anhänger des Propheten verübten, hieher gebracht. Die Ankunft so vieler Gefangenen und ihre öffentliche Ausstellung erregte daher einen Auflauf in der Stadt, und der Pöbel rottete sich zusammen und mißhandelte die Unglücklichen. Matt und entkräftet lag Benno auf den harten Steinen des Marktes; ein sarazenisches Mädchen gieng vorüber, der Anblick des unglücklichen Jünglings rührte sie, und ihre großen schwarzen Augen füllten sich mit mitleidigen Thränen. Sie nahte sich ihm schüchtern und fragte leise: „Armer Jüngling, bist du krank?“ Benno's Blicke ruhten mit Wohlgefallen auf ihrer schönen Gestalt, nnd er sprach: „Erbarme dich, schönes Mädchen, und reiche mir einen Trunk! Da flog das Mädchen davon, und kam eilends wieder, und brachte ihm in einem Körbchen Datteln

und Feigen, und in einem Kruge einen Trank von ausgepreßtem Zuckerrohr. Benno ergriff ihre Hand und drückte sie an sein Herz, er wollte danken, aber die Thränen erstickten seine Stimme. Das Mädchen erröthete und entfernte sich schnell. Da hob Benno seinen dankbaren Blick zu dem auf, der den Unglücklichen nahe ist, und rief mit Thränen: „O du bist aller Menschen Gott! und unter jedem Himmelsstriche giebt es Seelen, die barmherzig sind wie du!“

II.

Um die Gefangenen den Augen des Pöbels zu entziehen, befahl der Kalif, daß sie als Sklaven unter die geflüchteten Sarazenen und unter die Einwohner Aegyptens, deren Söhne bei dem Heere des Sultans waren, vertheilt werden sollten. Ehe sie aber abgeführt wurden, besah er sie selbst. Alle fielen vor dem Kalifen auf die Knie, nur Benno nicht. Aus seinen Augen strahlte jene Größe, die über die Schicksale der Welt sich erhebt, und jene Würde, die selbst das härteste Unglück einer edeln Seele nicht entreißen kann. Der Kalif sah ihn lange an; endlich sagte er zu einem Emir aus seinem Gefolge: „Bringe diesen Sclaven zu Ali Monzo;“ der Emir verneigte sich tief vor dem Kalifen, und trat zu Benno und sprach: „Ungläubiger, die Gnade unsers Kalifen ist wie die Sonne, deren Strahlen unzählbar sind, er hat befohlen, daß du der Sclave des weisen

Ali Monzo werdest, darum mache dich auf und folge mir." Benno folgte stillschweigend dem Emir; sie giengen durch die Thore von Cairo und wendeten sich südlich nach den Gebirgen. Nach einer Stunde befande sie sich an dem Fuße eines Bergs, und betraten einen Fußsteig, der sich hinauf schlängelte. Der Berg war steil und der Tag so heiß, daß Benno mehrere Male unter der Last seiner Ketten erlag. Endlich erreichten sie seinen Gipfel, und überblickten ein Thal, welches der Emir mit den entzückenden Gefilden verglich, welchen der Prophet den Glaubigen im Paradies versprochen hat, wo alle Blumen und alle Jungfrauen ewig blühen werden, „und hier," fuhr er fort, „Ungläubiger, wirst du wohnen; jenes Haus, welches dort von den hohen Cedern beschattet wird, ist die Wohnung des weisen Ali Monzo; diesen Wald von Oelbäumen hat er selbst gepflanzt, jener Garten ist sein Lieblingsort, dort blühen die schönsten Blumen des Morgenlandes, aber Alinda, die Tochter des weisen Ali, blüht schöner denn sie alle; doch hüte dich in den Himmel ihrer Augen zu blicken, denn einem niedrigen Sclaven geziemt es nicht, das Hohe zu betrachten."

Benno hörte wenig von dem, was der Emir sprach, er war so ermattet, daß er niedergesunken war, und wenn er sich ja über etwas freute, so war es darüber, daß er nun den Ort seiner Bestimmung vor sich sah, und bald ein ruhiges Plätzchen zu finden hoffte, wo er sterben könnte;

denn er glaubte gewiß, daß der Tod seine Fesseln bald zerbrechen würde. Wie er sich wieder erholt hatte, stieg er mit dem Emir in das Thal hinab.

„Führe mich zu dem weisen Ali Monzo!“ sprach der Emir zu einem Araber, der in Ali's Diensten war, und der Araber öffnete ihnen die Thüre des Gartens, und führte sie durch einen langen Gang, der mit Mandelbäumen besetzt war, zu der Laube, in der Ali sich befand. Sie traten hinein und erblickten einen Greis, der an einem Tische saß und las. Ohngeachtet sein Haar weiß war wie der Schnee, so glänzte doch in seinen Augen noch das Feuer der Jugend! die Jahre und das Schicksal hatten auf seinen Wangen Furchen gezogen, aber sie hatten sein Haupt nicht gebeugt. Um seine Lippen schwebte eine Gutmüthigkeit, die Vertrauen erregte, und der Ton seiner Stimme war sanft und ernst wie die Stimme eines Vaters. Zu seinen Füßen saß auf einem prächtig gestickten Polster ein Mädchen von ohngefähr funfzehn Jahren; ihre langen blonden Haare flogen in natürlichen Locken um ihre Schultern, Schönheit und Grazie schwebten auf ihrem Gesicht, aber ihre Augen waren mit einer schwarzen Binde bedeckt. Sie hatte Blumen auf dem Schoose, mit denen sie spielte, und neben ihr lag eine Zither. Der Emir sprach.

„Weiser Ali Monzo, Sohn Abdad, der Kalif, dem Allah Leben und Gesundheit geben wolle, sendet mich zu dir, und hat mir aufgetragen, dir

diesen ungläubigen Sclaven, der in der Schlacht vom Heere des Sultans gefangen worden ist, zu überbringen."

„Allah erhalte den Kalifen!" sprach Ali, dann wendete er sich freundlich zu Benno und fragte: „Mein Sohn, wo bist du her, und wie ist dein Name?"

„Ich heiße Benno, und mein Vaterland ist weit von hier, weiser Ali."

„Nennen mich nicht so," erwiederte der Greis, „du bist ein Mitglied meines Hauses geworden, und darfst mich Vater nennen."

Da fiel Benno zu Ali's Füßen und rief mit Thränen: „O mein Vater, gieb mir einen Platz wo ich ruhig sterben kann!"

Ali sagte voll Mitleid: „du bist krank und wirst genesen!" Er rufte dann einige seiner Diener und befahl ihnen, dem Ermatteten die Ketten abzunehmen und seiner zu pflegen.

12.

Benno ward von seinen Ketten befreit; man wusch und salbte ihn, man gab ihm stärkende Nahrungsmittel, und führte ihn dann wieder in den Garten, wo er in einem kleinen mit Weinreben überzogenen Hüttchen ein bequemes Lager für sich bereitet fand. Er fiel in einen tiefen Schlaf, und erwachte erst am andern Morgen, da die Sonne schon hoch am Himmel stand. Der Schlaf hatte ihn erquickt und gestärkt, er fühlte sich ziemlich

gesund, aber mit dem Gefühle seiner Gesundheit erwachte auch das Gefühl seines unglücklichen Schicksals in doppelter Stärke. Er, ehemals geachtet und geschätzt an dem Hofe des mächtigsten Fürsten von Europa, war jetzt ein niedriger Sclave, der auf den leisesten Wink gehorchen mußte, wenn es sein Gebieter verlangte; er hatte sein Vaterland verlassen, um Ehre und Ruhm zu erwerben, und schimpfliche Ketten, eine entehrende Gefangenschaft, die erniedrigendste Behandlung waren sein Loos gewesen; die Zukunft stand wie eine Nacht vor seiner Seele, von wem sollte er Befreiung erwarten? wer sollte ihn in dem Winkel der Erde ausfindig machen, in welchen er gebannt war? — Alle diese finstern Gedanken bestürmten seine Seele, sein geängstetes Herz ergoß sich in Thränen, er weinte laut.

„Was weinst du, Benno?“ fragte eine sanfttönende weibliche Stimme.

Benno sah sich um, und erblickte das schöne Mädchen mit den verbundenen Augen, die gestern du Ali's Füßen saß. Durch ihr Haar war ein frischer Myrtenkranz gewunden, eine Zither hieng an einem seidnen Bande über ihre Schulter, und in den Händen hielt sie eine Blumerguirlande, die sie eben wand.

„Ach, was hat der Hülflose anders als Thränen,“ antwortete Benno, „ich bin sehr unglücklich; laß mich weinen, gutes Mädchen!“

Bist du unglücklich?“ erwiederte das Mädchen; „ach nein, du bist nicht unglücklich! um dich ist ein schöner glänzender Tag, du kannst die Sonne sehen, und die Erde mit allen ihren Blumen, und die Gestirne der Nacht und den freundlichen Mond. Die arme Thirza kann das nicht sehen, die arme Thirza ist blind! Mein Vater sagt, Allah habe seine Herrlichkeit auf dem Angesichte des Menschen geoffenbart, ich armes Mädchen habe das schöne Menschenangesicht nie gesehen! In deinen Träumen erscheinen dir freundliche Gestalten, aber in Thirza's Träumen sind keine Gestalten, ach, die arme Thirza ist unglücklicher als du!“

Da ergeiff Benno die Hand des Mädchens und sprach: „Unglück bindet Seele an Seele, Thirza sei meine Freundinn!“ Aber Thirza setzte sich stillschweigend nieder, nahm ihre Zither und sang:

Allah giebt Licht in Nächten,
Allah giebt Trost in Noth!
Und bleichgehärmte Wangen
Färbt Allah wieder roth!

Blumen und Blüthen welken
Jahre verschwinden im Flug;
Doch ach mein Herz wird bleiben,
Das hier voll Schwermuth schlug!

Fröhlich zu Allah's Wohnung
Werd' ich hinüber gehn,
Dort wird die Nacht verschwinden,
Dort wird mein Auge sehn.

„Wer hat dich das schöne Lied gelehrt, Thirza?“ fragte Benno. Thirza seufzte und sprach: „mein Herz und mein Unglück!“

13.

Benno blieb mehrere Tage in dem kleinen Hüttchen. Seine Füße waren geschwollen, seine Hände von den Ketten wund gerieben, er konnte nicht gehen. In seiner Einsamkeit sah er Niemanden als die Diener Ali's, die ihn sorgfältig verpflegten, und die liebenswürdige Thirza, die täglich zu ihm kam, ihn jeden Morgen mit frischen Blumen beschenkte, und wie ein guter Genius den Kummer seines Herzens linderte. Er nannte sie seinen Engel, denn der Ton ihrer Zither, die Melodie ihres Gesanges waren allein vermögend, die finstern Wolken zu verscheuchen, die auf seiner Seele lagen.

Endlich war er völlig genesen, Thirza begleitete ihn, da er zum ersten Male wieder ins Freie hinaustrat. In dumpfer Betäubung hatte er vormals das herrliche Thal übersehen, jetzt sprach die Stimme der Natur mit voller Kraft zu seinem Herzen, ein lebendiger Odem wehte Muth in seine Seele, er fühlte wieder eine Verwandtschaft mit

seinem Leben, eine Lust an seinem Daseln, er drückte mit freudiger Rührung Thirza's Hand, und sprach:

„O Thirza, in diesem schönen Thale werde ich alles vergessen, meine Hoffnungen, meine Wünsche, Mein Unglück, alles, alles! „Gefällt es dir, Benno?" erwiederte das Mädchen, „o ja, es ist schön! ich fühle, daß mich ein leises Lüftchen umweht, ich höre es durch die Wipfel der Cedern rauschen und mit den Blättern des Feigenbaums spielen; ich höre das Summen in den Blumen und Blüthen, ich freue mich auch."

„Gutes Mädchen!" rief Benno aus, und küßte sie auf die Stirn. „Komm laß uns zu unserm Vater gehn, Benno," sprach Thirza, „er hat oft nach dir gefragt, und ich habe ihm viel von dir erzählt; er liebt dich.

Er gieng mit Thirza in die Laube, in der Ali Monzo saß. „Willkommen, mein Sohn!" rief ihm der Greis entgegen: „bist du wieder hergestellt?"

„Habe Geduld mit mir, mein Vater," antwortete Benno: „deiner sorgsamen Pflege habe ich es zu verdanken, daß ich noch lebe; aber ich habe meine Freiheit, mein Vaterland, meine Freunde, alles was mir lieb ist, verloren."

„Glaube nicht," unterbrach ihn der weise Ali, „daß das Herz des Greises die Gefühle der Menschlichkeit nicht mehr kennt. Setze dich, Benno, und erzähle mir von deinem Vaterlande und deinen

Freunden. Was bewog dich, sie so weit zu verlassen, und dein Leben und deine Freiheit dem ungewissen Spiele des Kriegs auszusetzen?"

Benno sagte: „die heiligen Länder, wo die Geheimnisse unsrer Religion vorgegangen sind, sind jedem Kinde bei uns von dem zartesten Alter an bekannt; wenn wir kaum den Namen unsers Vaterlandes wissen, hören wir schon von Aegypten, wo das Volk Gottes auszog, von dem hohen Sinai, wo der furchbare Ewige seine Gesetze gab, von Bethlehem, wo ein Gott, der sanfter war, menschliche Gestalt annahm, von Jerusalem, wo sie den Freundlichen tödteten, von Thabor und Horeb, wo er sich in dem Glanze seiner Herrlichkeit zeigte. Da hatte ich schon von Jugend auf den Wunsch, diese wunderbaren Gegenden einmal zu sehen, und wenn ich nach Hause käme, der Achtung zu genießen, die man jedem bei uns erzeigt, der hier gewesen ist. Dieser Wunsch verlor sich, da ich an dem Hofe eines unsrer Könige lebte, und durch das üppige Leben, das dort herrschte, zerstreut, und, ich möchte beinahe sagen, mir selbst entrissen wurde. Ich floh endlich den verderbenden Strudel des Hofs, und lebte einsam auf der Burg meiner Väter, da wachten alle die frommen Gefühle meiner Kindheit wieder in mir auf, und ich ergriff mit Freuden den Entschluß, den die größten Helden meines Vaterlandes nahmen, und zog bewaffnet aus meiner Heimath, um das heilige Laud aus den Händen der

Ungläubigen zu befreien, aber wir verdienten es nicht, die Ungläubigen zu besiegen, denn das Heer der Christen übergab sich allen Ausschweifungen und Lastern."

„Was nennst du ungläubig," fragte Ali. „Jüngling, ich habe die Völker gesehen vom Ganges bis zum Nile, und jedes belegte das hohe Wesen mit einem eignen Namen, und erzählte besondre Geschichten von ihm, und nannte alle die Ungläubige, die ihm einen andern Namen gaben und andre Geschichten erzählten, aber da ich sah, daß sie alle glaubten, daß der hohe Ewige gütiger sei als wir verstehen, und heiliger als wir begreifen, daß wir alle seine Kinder wären, und der Tugendhafteste sein liebstes Kind, da nannte ich sie alle Gläubige. O Benno, dein Gott hat nicht nur vor Zeiten hier gewandelt, er ist noch hier, er ist überall, er wandelt sichtbar vor uns, denn durch ihn blühen die Blumen, und reifen die Saaten, und das Menschenherz wird veredelt!"

„Aber mein Vater, unsre Priester sagen —"

„Die Menschen sind Kinder," versetzte der weise Ali, „und die Priester sind ihre Wärterinnen, sie erzählen ihnen fürchterliche Geschichten, damit sie still sind, und freundliche, damit sie lachen, aber ihren Verstand lassen sie schlafen, damit sie der Ruthe nicht entwachsen."

14.

Giebt es ein schöneres Gefühl, als das der Offenheit und des Zutrauens? ach! wenn sie die Brust einer andern geliebten Brust öffnen, wenn sich das beklommne Herz einem andern Herzen aufschließen kann, da wachen alle entflohene Freuden wieder auf, und ihre bleiche Gestalt erhält durch die Erzählung Farbe und Leben, da gehen die Tage der Vergangenheit vor unsrer Seele vorüber wie geliebte Verstorbene, die wir im Traume wiedersehn, da erscheinen selbst kummervolle trübe Stunden in einem freundlichen Gewande; sie bringen eine süße Wehmuth in ihrem Gefolge, und freuen uns, denn sie sind unser, wir haben sie theuer erkauft, mit vielen Thränen.

Benno war bis jetzt mit Menschen umgegangen, die wenig Theil an ihm genommen hatten, um so mehr mußte er den edeln Greis lieben, der bei allem Ernste seines Alters jene zärtliche Theilnahme nicht verloren hatte, die Zutrauen erwirbt. Er liebte und achtete ihn auch wirklich wie seinen Vater, und glaubte ihm diese Achtung am besten durch unbegrenzte Offenheit zu beweisen; er würde es für ein Verbrechen gehalten haben, sich dem Vortreflichen anderes zu zeigen, als wie er war, und daher verschwieg er ihm auch nicht den unbedeutendsten Umstand in der Geschichte seines Lebens.

Der weise Ali hörte ihm aufmerksam zu. Sein Blick ward finster, wie Benno erzählte, daß er den jungen Helden ohngeachtet seines Bittens niedergehauen hatte, aber sein Angesicht erheiterte sich, als Benno seine Reue über diese That schilderte, und seine Freude, wie er den Jüngling im Lager wiedergesehen hatte. „Und nun,“ fuhr Benno fort, „segne ich den Tag, wo ich auf Befehl des Kalifen dein Sclave ward. Dein Volk hat dir den Beinamen des Weisen gegeben, um seine Achtung gegen dich an den Tag zu legen, aber welchen Namen soll ich dir geben, um dir zu sagen, wie sehr ich dich liebe?“

„Du bist nicht mein Sclave,“ versetzte Ali Monzo, „wen bloß Unterwürfigkeit umgiebt, der ist unglücklich; Liebe und Freundschaft haben mich durch das Leben geführt, und sollen mir auch den Abend meiner Tage erheitern! O mein Sohn, wenn ich zurückblicke auf den Weg, den ich gewandelt bin, so wird mein Herz voll Dank und Freude; oft hat mich Allah kummervoller Tage gewürdigt, ich danke ihm, denn sie bereiteten mich zu dem Genuß der schönern vor, die darauf folgten, und jetzt, da die Sonne meines Lebens immer tiefer und tiefer sinkt, jetzt fühle ich es, daß ich ohne sie nie das geworden wäre, was ich bin! Mein Volk benennt mich mit dem Namen des Weisen, aber du denkst zu gut von der Menge, wenn du glaubst, daß es geschieht, um mir seine Achtung dadurch an den Tag zu legen. In den

Augen des großen Haufens bin ich weiter nichts als ein Sonderling. In meiner Jugend that ich mich hervor und forderte keine Belohnung, im reifern Alter wurden mir Ehrenstellen angetragen, ich schlug sie aus. Entfernt von dem täuschenden Wahne, auf das Glück eines ganzen Volks zu wirken, glaubte ich meine Pflichten als Mensch und Bürger weit gewisser zu erfüllen, wenn ich die Menschen glücklich zu machen suchte, die mich umgeben. Noch vor wenig Jahren trug man mir die Würde eines Kalifen an, aber was mich vielleicht in der Jugend geblendet haben würde, that im Alter keine Wirkung auf mich. Ich lehnte den Antrag ab, und verhalf dem jetzigen Kalifen, den ich als einen redlichen und einsichtsvollen Mann kannte, dazu. Seitdem nennt mich der Kalif weise, und das Volk betet ihm nach."

Ali Monzo ward durch ein Freudengeschrei unterbrochen, daß sich auf einmal außerhalb des Gartens erhob. Man hörte den Namen Alinde ausrufen, und Thirza, die bis jetzt still zu Ali's Füßen gesessen hatte, fuhr auf und rief: „Alinde ist wiedergekommen! Komm, Benno, und führe mich zu meiner Schwester!" — Eben wollte er mit ihr die Laube verlassen, da flog Alinde den Gang herauf, stürzte an die Brust ihres Vaters, und Thirza hielt sie fest umschlungen. Man that tausend Fragen, und keine wurde beantwortet, man wollte sich vieles erzählen, aber man stam=

melte nur abgebrochene Worte. Der Augenblick des Widersehens ist einer von denen, wo das Herz fühlt, daß die Sprache zu arm ist für seine Gefühle.

Endlich, da das erste tobende Entzücken einer ruhigern Freude Platz gemacht hatte, da blickte sich Alinde um, und ward Benno gewahr. „Wer ist dieser Fremdling?“ fragte sie, aber Benno wie vom Blitz getroffen, stürzte sich zu ihren Füßen und rief: „Ja, du bist es! du bist es! Meine Wohlthäterinn, meine Retterinn! ich war verlassen, du nahmst dich meiner an, ich wäre verschmachtet ohne deine Hülfe, erkennst du nicht mehr den armen Sclaven in Cairo?“

Alinde erröthete, und der Greis schloß sie liebend in seine Arme und sprach: „Du bist die Tochter des Ali Monzo!“

16.

Vieles hatte Alinde schon vou ihrer Reise, von ihren Beschäftigungen in Cairo, und von dem Oheim, in dessen Hause sie sich aufgehalten hatte, erzählt, aber es schein, als läge ihr noch etwas auf dem Herzen, das sie nur dem vertrauten Zirkel ihrer Familie eröffnen wollte. Es war Abend. Alle hatten sich an den Fuß einer hohen Cypresse gelagert, die sich hinter dem Garten erhob, da sprach der Greis zu Alinden, die in stilles Nachdenken versunken da saß: „Hat mir meine Tochter nichts weiter zu sagen?“ Alinde blickte ihn an,

als wollte sie um Verzeihung bitten, und sprach: „Ja, mein Vater, aber nur dir und Thirza.“ „Benno ist ein Mitglied meiner Familie,“ erwiederte der Greis. — „Er ist mein Bruder,“ sprach Thirza. — „Vergieb mir, Benno,“ sagte Alinde und reichte ihm die Hand. „Du weiß, mein Vater,“ fuhr sie fort, „mit welcher Grausamkeit die gefangenen Christen in Cairo behandelt werden; der Kalif sagt, es sei nothwendig, aber die Herzen der edeln Sarazenen sagen, es sei abscheulich. Kaum waren die ersten Gefangenen als Sclaven vertheilt, so kam ein zweiter Transport, gegen welchen der Pöbel mit der nehmlichen Erbitterung wüthete. Ich hörte von dem Elende der Unglücklichen, die abgemattet von der beschwerlichen Reise, ohne Nahrung, ohne Erquickung, selbst ohne Obdach auf den öffentlichen Plänen von Cairo lagen. Da hüllt ich mich in schlechte Kleider, und brachte ihnen stärkende Nahrungsmittel. Ich glaubte es eben so unbemerkt thun zu können wie das erste Mal, aber ein Emir, der die Wache der Gefangenen befehligte, erblickte mich. Er eilte auf mich zu und fragte: wer bist du, daß du es wagst diesen Sclaven beizustehn? Man hat Muth, hast du oft gesagt, Vater, wenn man sich einer guten Handlung bewußt ist, ich fühle die Wahrheit deiner weisen Lehren, und antwortete unerschrocken: Ich bin eine freye Sarazenin, und habe ein menschliches Herz! Da blickte mich der Jüngling mit Wohlwollen an, und ließ mich von einem sei-

ner Diener nach Hause begleiten. Des andern Tages kam er in das Haus meines Oheims, er hatte sein kriegerisches Gewand abgelegt, es war nicht mehr der Emir unter dem Heere des Sultans, es war ein blühender schöner Jüngling, voll Sanftmuth und Liebe, Er erfuhr meinen Namen und meinen Stand, er kam oft, und Vater — ich sah ihn gern kommen. Er blieb mehrere Wochen, und ich sah ihn täglich. Endlich kam der Tag heran, wo er wieder zum Heere zurückkehren sollte. Er nahm Abschied, ach! ich war sehr traurig, ich fühle es tief, wie theuer er meinem Herzen geworden war. Weinend drückte ich ihm die Hand. Schon wollte er fortgehen, da kehrte er wieder um und sprach: Edles Mädchen, wenn mir Allah das Leben fristet, und ich wieder zurückkomme von dem Heere, darf ich dann zu deinem Vater gehn und ihm sagen, gieb mir Alinden, daß sie mein Weib werde? Ich lehnte mich an seine Schulter und sprach leise — du darfst! Omar ist glücklich! rief er, drückte mich fest an seine Brust und stürzte zu dem Zimmer hinaus. Verzeihe mir, Vater, ich konnte dich nicht um Rath fragen, du warst fern, und ich liebte den Jüngling."

„Was hätte ich dir rathen können?" versetzte der weise Ali; „der Mensch kennt an dem andern Menschen wenig mehr als die Gestalt, aber der Geist der Welt kennt die Geister und die Herzen,

und welche er mit Liebe verhindert, die gefallen ihm wohl und die segnet er!"

17.

Benno hatte weiter kein Geschäft, als Thirza's Begleiter zu seyn. Er führte sie früh in den Garten, durchflocht ihr blondes Haar mit frischen Blumen, führte sie dann zu Ali, oder gieng mit ihr in den Hain und suchte Blumen, die sie zu Kränzen wand. Bei dieser Beschäftigung lehrte sie ihn Lieder, die sie selbst gemacht hatte, und er sang sie mit ihr, wenn sie die Zither spielte. Mit jedem Tage gewann er das stille fromme Mädchen lieber; Stunden lang saß er bei ihr, sie hatte ihren Kopf auf seinen Arm gelehnt, und seine Hand ruhte in der ihrigen. Oft sagte sie zu ihm — „Seit ich dich habe, Benno, seitdem ist es mir, als ob Allah meine Nacht heller gemacht hätte, als ob die Blumen, mit denen ich spiele, schöner dufteten, und als ob alles um mich freundlicher wäre; ach Benno, ist dir denn auch wohl an meiner Seite? Ich bin freilich nur ein blindes Mädchen, aber mein Herz ist gut." — Benno küßte sie dann auf die Stirne und sagte: Thirza, an deiner Seite werde auch ich gut werden!"

Einst saßen sie so an einem schönen Morgen im Hain; zu ihren Füßen rauschte ein Quell, der sich ins Thal ergoß, und das Leben der erwachten Natur tönte in tausend Melodien um sie her. Da ergriff Thirza ihre Zither, und sang:

Die Quelle rauscht, die Mücke schwirrt
Im warmen Sonnenstrahl.
Die Biene summt, das Täubchen girrt,
Es lebt und webt im Thal!
Wem rauscht der Quell
So silberhell?
Wem tönt das Leben der Flur?
O Allah, dir!
Nur dir, nur dir,
Nur dir und der Natur!

Das Täubchen girrt, das Täubchen liebt,
Die Liebe singt im Hain,
Ein Blümchen sich dem andern giebt
Zum seligen Verein.
Sag an, Gesang,
Mein Saitenklang,
Wen liebt, wen liebt die Flur?
O Allah, dich!
Nur dich, nur dich,
Nur dich und die Natnr!

Was rauscht um mich, was weht um mich?
Was spielt mir um die Brust?
Dein Athem ists, du liebst auch mich,
Und füllst mein Herz mit Lust.
Und welk' ich hin,
Wie Blumen hin,

Und schwind ich von der Flur,
Dann seh ich dich,
O Allah, dich!
O, dich und die Natur!

„O Thirza, du bist glücklich!“ rief Benno aus, „die bunten Erscheinungen dieser Welt gaukeln nicht vor deinen Augen vorüber, und stören deine stille Seele in ihren frommen Betrachtungen, die Natur spricht zu deinem Herzen wie ein geliebter Freund, mit dem man sich im Dunkeln unterhält.“

Thirza schlang ihren Arm um seinen Nacken und zog ihn an ihre Brust. „Benno,“ sprach sie, „deine Stimme spricht am schönsten zu meinem Herzen!“

18.

So floh ein Monat nach dem ander hin, selten, daß man einen einzigen Tag von der gewohnten Lebensweise abwich, denn der weise Ali hatte die Meinung, man genieße sein Leben ungleich besser, wenn man es so viel als möglich vereinfachte. — Anfänglich blickte Benno oft mit thränenden Augen der untergehenden Sonne nach, und wenn dann Thirza aus seiner zitternden Stimme seinen Kummer errieth, und ihn schmeichelnd nach der Ursache fragte, da drückte er das liebe Mädchen an sein Herz und sagte — „die Sonne steht tief in Westen, die Küste meines Va-

terlandes glänzt im Abendroth; ach Thirza, mit diesem Abendrothe glänzen alle die schönen Tage zu mir herüber, die ich dort jenseit des Meeres lebte, die lieben Gestalten meiner Freunde stehen vor meinen Augen, und ich nehme Abschied auf ewig." — Aber der zärtlichen Theilnahme Thirza's und der väterlichen Begegnung des weisen Ali gelang es endlich, diese Sehnsucht zu mildern. Benno gewöhnte sich nach und nach an den Gedanken, auf immer von seinem Vaterlande geschieden zu seyn, ja es gab schon Augenblicke, wo er fühlte, daß ihm der Abschied von Ali's Familie, besonders von Thirza, mehr kosten würde als die Trennung von seinem Vaterlande. — „Und was habe ich denn verloren — sprach er zu sich selbst — wenn ich auch nie wieder nach Europa zurückkehre? Ist nicht das Vaterland überall, wo uns theilnehmende gute Menschen umgeben? Trennt uns nicht auch in der Heimath das Schicksal von alten Freunden, und führt uns neue zu? Ist denn diese Ruhe, dieser Friede meiner Seele, den ich hier unter den glücklichen Menschen fand, nicht werth, daß ich ihm den eiteln Wunsch aufopfere, ein geräuschvolles ruhmsüchtiges Leben zu führen? Ich Thor! wie lächerlich war der Zweck, der mich bestimmte, mein Vaterland zu verlassen? Ehre wollte ich einärnten, mit Ruhm gekrönt wollte ich zurückkehren! Dank dir, ewige Vorsehung, daß du mir statt Schattenbildern, die ich wünschte, Wirklichkeit gabst, die ich nicht kannte; statt lee-

ren Flitterglanz, den ich schätzte, ächtes Gold, dessen Werth mir fremd war. — O räthselhaftes Wesen! durch welche Labyrinthe muß der Mensch geführt werden, ehe er das begreifen lernt, was ihm so nahe liegt!"

19.

Vergebens hatte Allinde von einem Tage zum andern auf Nachricht von der Armee des Sultans gewartet. Man wußte, aber nur ziemlich unbestimmt, daß die Kreuzfahrer immer weiter vordrangen, und die Armee des Sultans zu schwach war, dieses vom Fanatismus beseelte Heer aufzuhalten. Die Unruhe über das Schicksal Omars raubte Allinde jeden frohen Genuß; sie floh selbst den Umgang ihrer Familie, um ungestört an den entfernten Geliebten denken zu können.

Endlich, es war an einem Nachmittage, wo der weise Ali mit einigen seiner Diener ausgegangen war, um eine entferntete Pflanzung zu besehen, da traf er unterwegs einen Jüngling, der von Cairo gewandert kam.

„Führt dieser Weg zu der Wohnung des weisen Ali Monzo?" fragte der Wanderer. — „Ich bin Ali, den du suchst," erwiederte der Greis. Da legte der Jüngling seine Arme auf die Brust und verneigte sich tief: „Weiser Ali," sprach er, „Omar, der Sohn Kahidor, ist in Cairo, und sendet mich zu dir, dir diesen Brief zu überbringen." — Ali überlas den Brief, und eilte freudig

nach Hause; der Bote folgte mit den Dienern Ali's von fern nach.

Als sich nun am Abend Alinde, Thirza und Benno um den Greis versammelten, da überblickte er mit freudiger Rührung seine Lieben und sprach mit lächelnder Miene zu Alinden: „Habe ich dir nicht gesagt, meine Tochter, Herzen, welche Allah mit Liebe verbindet, die segnet er? Sieh, du Verzagte, die Wahrheit meiner Worte, hier ist ein Brief von Omar." — „Von Omar?" fuhr Alinde auf, „o mein Vater! von Omar?" — „Er ist in Caire," sprach Ali, "und wird morgen hier seyn." Alinde fiel an die Brust ihres Vaters, und Freudenthränen erstickten ihre Stimme. — „Die zweite Nachricht," fuhr der Greis mit ruhiger Fassung fort, und wendete sich zu Benno, „gilt dir, mein Sohn. Die Christen haben endlich ihren Zweck erreicht, sie haben Jerusalem eingenommen, und ihrem Gotte Grausamkeiten zum Opfer gebracht, vor denen sich die Menschheit entsetzt. Jetzt macht sich der größte Theil ihres Heeres zur Rückreise fertig. Du bist ein edler Jüngling, ich schenke dir deine Freiheit, kehre in dein Vaterland zurück und sage den blutdürstigen Europäern, daß du jenseit des Meeres Sarazenen fandest, die dich wie einen Freund aufnahmen, und wie einen Sohn liebten. — Voll stummer Rührung küßte Benno die Hand des weisen Ali, aber Thirza fragte mit zitternder Stimme: „Hast du mir nicht auch eine freudige

Nachricht zu sagen, mein Vater?“ Da schloß sie der Greis in seine Arme, und sagte voll Wehmuth: „Allah liebt dich, du frommes Mädchen, sei du geduldig und trage!“

Die Worte des Greises durchschnitten Benno's Herz; er eilte hinaus ins Freie, um in der Einsamkeit einem Gefühle Luft zu machen, das seine Brust beengte Kaum war er einige hundert Schritte entfernt, als er einen fremden Jüngling erblickte, der mit Ali's Dienern sprach. Benno war in einer Stimmung, wo man die Menschen flieht; er wollte ausweichen, aber die Stimme des Fremden schien ihm bekannt. Ein Sclave, der im Garten arbeitete, sagte ihm, es sei der Bote, der heute von Cairo gekommen sei. Er näherte sich ihm, und wer beschreibt sein Erstaunen? Es war der Jüngling, den er in jener Schlacht so unmenschlich behandelt hatte, und der sich hernach so edelmüthig an ihm rächte.

„Großmüthiger Mensch! treffe ich dich endlich wieder?“ rief Benno aus, und eilte auf ihn zu. Da erkannte ihn der Jüngling und reichte ihm die Hand. „Christ, ich bin dir vielen Dank schuldig,“ sagte er, „ohne deine Grausamkeit wäre ich jetzt nicht mehr. Die Wunde, die ich von dir erhielt, verhinderte mich bei der Schlacht von Antiochien zu seyn, und in dieser mörderischen Schlacht hätte ich mein Grab gefunden, denn keiner von der Mannschaft, die unter meinem Befehl stand entkam der Wuth der Europäer.“ — „O das ver

mindert meine Schuld nicht," erwiederte Benno, „komm zu dem weisen Ali, und kündige mir in Gegenwart dieses edeln Greises meine Vergebung an!"

Wider seinen Willen zog er ihn zu der Laube, in welcher Ali Monzo mit seinen Töchtern saß.. — „Sieh hier den großmüthigsten Menschen, mein Vater," rief er aus; aber auf einmal ward er unterbrochen, Alinde sprang auf, und stürzte sich mit dem lauten Schrei: „Omar! mein Omar!" in die Arme des Jünglings.

Omar drückte das liebende Mädchen fest an sein Herz, und stammelte: „Weiser Ali, verzeihe mir diese Ueberraschung!"

20.

Benno entfernte sich bald von dem Zirkel der glücklichen Menschen, in seinem Herzen kämpfte die Sehnsucht, wieder in sein Vaterland zurückzukehren, mit der Liebe zu Thirza. War nicht dieses stille sanfte Mädchen der Genius gewesen, der ihn auf die Bahn der Tugend zurückgeführt, der ihn mit sich selbst und der Welt ausgesöhnt hatte? O diese fromme Seele hieng so fest an ihm, liebte ihn mit der Reinheit eines Engels, und er sollte sie verlassen? In Betrachtungen verloren irrte er im Haine umher, da vergoldete der letzte Blick der scheidenden Sonne die Wipfel der Bäume. „Ach dort! dort!" rief er aus, „dort ist das Land, wo ich gebohren ward, dort ist die heilige Erde,

die die Asche meiner Vorfahren in sich schließt; schönes Land, soll ich dich nie wiedersehen? stille Gräber, soll ich euch nie wieder besuchen? Aber wie? bin ich nicht selbst auf dem Boden meiner Muttererde fremd? gehört nicht die Burg meiner Väter einem fremden Besitzer? soll ich als ein Bettler in meiner Heimath ankommen? Die Freunde meiner Jugend werden mich liebreich aufnehmen, ihre Unterstützung wird mir bald einen neuen Besitz verschaffen, ich werde dann in Friede und Ruhe meine Tage beschließen, und mich dankbar an euch erinnern, ihr edeln Menschen, die ihr mich lehrtet, wie man glücklich leben muß! Ich werde dein denken, Thirza!": —

Die Thränen rollten über seine Wangen herab, er lehnten sich an einen Baum, und sah mit unverwandtem Blicke der verschwindenden Abendröthe nach. — Horch! da erklang der Ton von Thirza's Zither, die Abendluft trug ihn sanft über die Flur, aber er durchzitterte Benno's Brust. Seine Thränen strömten heftiger, leise schlich er sich durch das Gebüsch zu dem Orte, wo Thirza saß. — Es war das Plätzchen, wo er so oft mit ihr gesessen hatte, wo sie ihn so manches Lied gelehrt hatte, das aus ihrer schönen Seele emporgestiegen war.

Schwermüthig saß sie da, ihren Kopf stützte sie mit ihrer linken Hand, die Zither ruhte nachlässig in ihrer Rechten. — „Es ist der erste Abend, daß er nicht hier bei mir sitzt — sagte sie leise —

ach! er wird nie wieder bei mir sitzen! Er zieht in ein fernes Land — Thirza bleibt allein, aber Allah's Segen und Thirza's Geist werden ihn begleiten. Sie schwieg eine Weile, dann nahm sie die Zither und sang:

So willst du mich in meiner Nacht verlassen,
Mein treuer Führer? willst du gehn?
Soll ich nicht mehr die liebe Hand umfassen?
Nicht mehr an deiner Seite stehn?

O denke, wie wir hier so oft gesessen,
Wie oft mein Herz an deinem schlug!
Ists möglich? kann man jemals das vergessen,
Was man so tief im Busen trug?

Wohl kummervoll sind meiner Jugend Tage,
Und meines Schicksals Gang ist Nacht;
Doch, armes Mädchen, schweig' und duld' und trage,
Bis dir ein schönrer Himmel lacht!

„Nein, Thirza, nein! mein Entschluß ist gefaßt!" rief Benno, und stürzte durch das Gebüsch, und fiel zu Thirza's Füßen und umschlang ihre Knie, „ich verlasse dich nicht, ich bleibe bei dir, ich will dein Führer seyn durch mein ganzes Leben, frommes Mädchen, ich liebe dich unaussprechlich!"

Thirza war erschrocken, ihre Zither war ihren Händen entsunken, leise lispelte sie: „Willst du

das, Benno? wird dir das Opfer nicht zu theuer seyn? O fühle an mein Herz, jeder seiner Schläge klopft für dich!"

Da umfaßte sie Benuo, und trug sie zu ihrem Vater: „Ali," sprach er, „du hast mir die Freiheit gegeben, ich stehe vor dir als ein freier Mensch; willst du mir dieses Mädchen zum Weibe geben, so will ich bei dir bleiben, ich will dich pflegen in deinem Alter, ich will jeden deiner Winke befolgen, ich will mich bestreben besser und tugendhafter zu werden, um den Engel zu verdienen, der in meinen Armen ruht. Ali, ich beschwöre dich bei Allah, deinem Gott, mache dieses Mädchen und mich nicht unglücklich!"

Ali sagte lächelnd: „fragtest du mich nicht heute, Thirza, ob ich dir keine freudige Nachricht zu geben hätte? dieß — fuhr er fort, und legte Benno's Hand in die ihrige — dieß ist die freudige Nachricht, die ich dir gebe! Und nun, meine Kinder, tretet um mich her." Da umringten ihn Alinde und Omar, und Benno und Thirza. Und der Greis blickte zu dem nächtlichen Himmel empor, und sprach: „Der Geist der Welt, welcher in Osten seine herrlichen Gestirne aufgehen läßt, und sie in Westen ins Meer hinabsenkt, der ruft den Menschen aus dem Nichts hervor, und läßt ihn über die Erde hingehn, und senkt ihn ins Grab; aber der Weg ist schwer und lang, und damit er seinen schwachen Kindern nicht zu mühsam würde, so gab er ihnen drei Genien zur Be-

gleitnng, die Liebe, die Freundschaft und die Tugend. Sie führen uns leicht und sicher, und der letztere von ihnen bleibt bei uns, bis wir hinabsinken in das Meer der Ewigkeit. O ihr Geliebten, wandelt mit diesen freundlichen Genien Hand in Hand, und kommt dereinst mit ihnen hinüber an jenes ferue Gestade, wo euer alter Vater All euch erwartet!"

II.

Briefe aus dem Bade,

von

Eduard an Heinrich.

Erster Brief.

Grüße den Briefträger freundlich, mein lieber Heinrich, denn er bringt Dir einen herzlichen Brief von mir. Mag er Dich doch immerhin in Deinen Comtoirarbeiten stören, und vielleicht gar in einer Rechnung unterbrechen, wo Du dem erfreulichen Facit nahe warst; ich bin überzeugt, die Störung wird Dir nicht unangenehm seyn. Du wirst Deine Strazzen und Skontris auf einen Augenblick vergessen, und dafür wird das Bild Deines Freundes vor Deine Seele treten, und wird Dir freundlich sagen: Lieber Heinrich, verlaß einmal auf wenige Minuten die Geldraspel, an der Du unermüdet arbeitest, und versetze Dich zu mir in die herrliche Gegend, in der ich lebe, in die Sorglosigkeit, in der ich schwimme, wie

der Fisch im Wasser, und in die Heiterkeit, die wie ein heller Sonnenschein nach trüben Tagen, meine Seele umleuchtet.

Ich möchte den Menschen wissen, Heinrich, der zuerst den Satz aufgestellt hat, der Mensch lebt, um zu arbeiten; ich möchte ihn wissen, um ihm noch in jener Welt hinüber zu rufen, daß er ein gewaltiger Narr war. Was? dieses ewige Calculiren, dieses unaufhörliche Herumtreiben um nichtswürdige Kleinigkeiten, das wäre der Zweck des herrlichen Lebens? — die Bestimmung des edelsten Geschöpfes? Wahrlich! ich wollte lieber sagen: Kauen und Schlucken sei die Bestimmung des Menschen. Wenigstens ist doch dabei ein physischer Genuß, und wenn es mehrere frohe Menschen in Gesellschaft thun, so läßt sich wohl auch ein geistiger dabei denken. Und dann sage mir, wenn arbeiten allein leben heißt, wie soll ich denn den glücklichen Müßiggang nennen, in dem alle Kräfte meines Lebens empor streben? dieses rege Gefühl einer unbeschränkten Freiheit, dieses sorglose Herumschwärmen, dieses herzliche Hingeben an alles, was schön und gut ist? In meiner Philosophie heißt das allein leben; und was ihr gewöhnlich Arbeit nennt, ist mir die Fahrt auf einem öden, sandigen, schlechten Wege, auf dem man sich nur deswegen herumplagt, weil er zu blühenden Fluren und zu paradiesischen Schweizergegenden führt.

Da habe ich nun den ganzen Winter auf meiner Schreibestube gesessen, ich habe weder Gott, noch Menschen honorirt, sondern bloß — Wechsel! Ich habe keinen Genuß, keine Freude acceptirt, sondern bloß — Wechsel! Ich habe keinem Menschen ein frohes Gesicht und eine heitere Laune präsentirt, sondern bloß — Wechsel! Ich habe gegen nichts in der Welt protestirt, als gegen — Wechsel! — Großer Gott, was bin ich für ein armer Mann gewesen! Ich habe dem Narren im Tollhause geglichen, der seine Kette lieb hatte, weil er glaubte, sie stände ihm schön und sei von Gold.

Ach! Heinrich, wie mancher kommt auf unsre Comtoirs, und sieht mit gierigen Augen die wollen Beutel mit Gold und Silber; aber könnte er die leeren Herzen sehen, die neben den vollen Geldsäcken da stehen, wahrlich! er würde uns nicht beneiden. Sage mir was Du willst, bei den ewigen Beschäftigungen mit dem Mein und Dein, muß auch der größte Geist zu einem erbärmlichen Zwerge zusammen schrumpfen, und das edelste Herz muß endlich seinen kräftigen Schlag verlieren. Ich dächte, das bedürfte keines Beweises, oder brauche ich Dir wohl noch zu sagen, wie weit es schon mit uns gekommen ist? Taxiren wir nicht uns selbst, unsere Nebenmenschen und alles Herrliche und Große in der Welt bloß nach dem Ertrage in klingender Münze? Ist uns etwas zu heilig, das wir nicht auf den Markt

schleppen und feil bieten sollten? Reißen wir nicht noch immer den unglücklichen Neger von seinem geliebten Weibe und seinen zarten Kindern weg, und verhandeln ihn, wie eine gemeine Waare? Was kümmern uns die Thränen und der Fluch des armen Sklaven, haben wir doch auf unsern Märkten Zucker und fremdes Gewürze, und füllen wir doch unsere Börsen von dem reichlichen Gewinn! Sieh, ich glaube, ein Land voll lauter Müßggänger bringt der Welt nicht halb so viel Verderben, als ein Land voll lauter Kaufleute.

Merkst Du nicht, ich will Dir nebenbei zu verstehen geben, daß sich der Kaufmann bei dem Müssiggänger höflich bedanken soll, wenn er einen Blick auf sein Comtoir wirft, oder wohl gar einen Brief schickt? — Und nicht wahr, das thut der Kaufmann gern, wenn er ein Herz hat wie Du, mein lieber Heinrich? So laß mich denn aus dem mürrischen Ton, in den ich eben fallen wollte, wieder in den erzählenden übergehn, der sich ohnehin mehr für einen sorglosen Badegast schickt, und höre meine Schicksale seit dem Augenblick unserer Trennung.

Ich weiß nicht, ob Du meinen Wagen bemerktest, wie er bei der Börse vorbei fuhr; ich glaubte Dich zu sehen, und rief Dir ein herzliches Lebewohl! zu; aber ich verlor Dich bald in dem Gedränge der beschnittenen und unbeschnittenen Juden, unter denen Du Dich herumtriebst. Der

Anblick der Börse brachte mir auf einmal den ganzen Wirrwarr der Geschäfte wieder in den Kopf; alle Schwierigkeiten, die sich meiner Reise entgegen gesetzt hatten, zeigten sich in vergrößerter Gestalt; ich dachte an alle nur mögliche unangenehme Vorfälle, die sich während meiner Abwesenheit etwa ereignen könnten; ich gieng noch ein Mal alle die Aufträge durch, die ich meinen Leuten sorgfältig eingeprägt hatte, und die Besorgniß, daß doch wohl noch dieß und und jenes vergessen worden sei, stieg bis zur Aengstlichkeit.

Der Postillon schmetterte ein frohes Trompeterstückchen, wie er durch die Stadtthore fuhr, aber Thümmel mag sagen, was er will, ein Geschäftsmann ist so leicht nicht zu bezaubern, weder Posthorn, noch Peitschenknall that die geringste Wirkung auf mich; ich saß finster und verschlossen in der Ecke meines Wagens, und meine ganze Reise kam mir, wie ein dummer Streich, vor.

Erst da die Stadt weit hinter mir lag, brachte mich die Stille um mich her, wieder zu mir selbst. Ich blickte zum Wagen hinaus, und wie ich nun die herrliche Gegend in ihrem Frühlingskleide vor mir da liegen sah, da war es mir, wie einem, den die Morgensonne aus einem ängstlichen Traume aufweckt, und der nun über die kindische Furcht lacht, die ihn vor wenigen Secunden zu ersticken drohte.

In solchen Augenblicken pflegt man gewöhnlich einen Monolog zu halten, und der meinige fieng sich dieß Mal mit den energischen Worten an: „Du bist ein Narr, und hast keine Ent„schuldigung Deiner Narrheit, als daß das ganze „Geschlecht, zu dem Du gehörst, ein närrisches „tolles Geschlecht ist. Die ganze Schöpfung „umher ist voll Ruhe und Frieden, und der „Mensch ist es auch, wenn er noch unverdorben „ist, als Kind, oder wenn er von der Narrheit „zurück gekommen ist, als Greis; aber gerade „in den Jahren, wo seine Kraft am stärksten ist, „ist auch seine Tollheit am größten, da wirft er „sich in den Strudel der Unruhe und Sorge hin„ein, da richtet er seine Aufmerksamkeit auf „lächerliche Geschäfte, und betreibt sie mit einer „Wichtigkeit, die noch lächerlicher ist; da verun„glücken ihm seine Entwürfe, und er verzweifelt, „oder sie glücken ihm, und er bläht sich auf im „kindischen Stolze: und wenn er sich nun ein „halbes Jahrhundert hin gequält hat, zwischen „Furcht und Hoffnung, zwischen Glück und Un„glück; dann wird er wieder zur todten Natur, „und dann erst sieht sein Grab so still und fried„lich, wie die ganze Schöpfung, und aus der „Asche seines wilden, unruhigen Herzens keimen „freundliche Blumen und holde Blüthen."

Sieh, lieber Heinrich, so vernünftig kann man über menschliche Thorheit raisonniren, wenn man vor einer halben Stunde noch selbst der

größte Thor war, und ungeachtet ich mir selbst das Wort gab, mich in Zukunft nie wieder so enge in die kleinen Geschäfte des Lebens einzubauen, daß ich darüber die schöne Aussicht des Menschen verlöre, so stehe ich Dir doch nicht dafür, ob ich es werde halten können.

Wir bleiben ewig an Kleinigkeiten hängen, der Flug unsers Geistes ist nicht der Flug des Paradiesvogels, der sich ohne Ausruhen in der Höhe erhält; sondern er gleicht dem Fluge kleiner Vögel, die nur von einem Zweige zum andern flattern. Sollte uns diese Ueberzeugung nicht duldsamer machen? —

Während ich so in der Ecke meines Wagens philosophirte, war mein Postillon frisch zugefahren. Ehe ich es mich versah, lag das Städtchen B** vor mir, wo ich, wie Du weißt, von meinem zehnten bis in mein vierzehntes Jahr erzogen ward. Ach! wie ich den alten, bekannten Kirchthurm wiedersah, da umwehte mich der freundliche Geist der Kindheit, ich legte mich zum Wagen heraus, um jedes bekannte Plätzchen, jede Wiese, die einst das Theater meiner Kinderspiele gewesen war, jeden Teich, der mich einst auf seiner Eisdecke getragen hatte, wieder aufzusuchen. Ich dachte mit innigem Dank an meinen edeln Lehrer, den Rector K. Er ruht schon seit mehrern Jahren in der stillen Erde von dem mühseligen Erziehungsgeschäfte aus, kein Denkmal bezeichnet die Stelle, wo er schläft; aber er hat Schüler

gebildet, die sein Andenken in ihrem Herzen bewahren.

Kaum war ich vor dem Posthause ausgestiegen, so eilte ich auf den Kirchhof, um die alte Wohnung meiner Kinderjahre wieder aufzusuchen, alle Gassen und Gäßchen waren mir noch bekannt, ich durcheilte sie, und stand endlich vor dem Hause, in welchem mir vier Jahr wie ein leichter Traum vorübergeflogen waren. Wie mir alles so klein vorkam! der Kirchhof, der mir ehemals ein Marcusplatz oder ein Corso dünkte, war jetzt ein gewöhnlicher Kirchhof eines kleinen Städtchens; die Superintendur, die ich ehemals nach dem Vatikan für das prächtigste Gebäude der Welt hielt, war jetzt ein altväterisches wirkliches Haus, das ich um alles in der Welt nicht beziehen möchte; die Wohnung meines ehemaligen Lehrers hatte ein neues buntes Kleid bekommen, das mir widerlich war. Ich hielt es für dieselbe Entweihung, als wenn ich die Büste des Sokrates mit einer neumodischen Perücke gesehen hätte. Und als nun vollends gar ein fremdes Menschengesicht zu dem Fenster herausgukte und mich mit neugierigen Augen maß, da ward mir die Täuschung zu bitter und ich schlich mich an der Gartenplanke um das Haus herum. Auch die Planke war neu angestrichen, aber über all das Neue ragte die alte vertraute Linde hervor, und wehte mit ihrem Blättergelispel wie sonst, und spielte mit ihren Zweigen wie in jenen unvergeßlichen Tagen, da

ich als Knabe unter ihren Schatten lag, und von vielen Dingen träumte und mir Wundergestalten der Zukunft dachte, und doch das nicht träumte und nicht dachte, was spätere Jahre mir zuführten.

O Heinrich, ich setzte mich mit thränenden Augen unter diesen lieben Baum, und maß den Abstand der jetzigen Zeit, von jener seligen, die uns auf dem stürmischen Meere des Lebens immer wie eine freundschaftliche Insel herüberleuchtet. Ach damals hatte mein Herz für unzählige Wünsche noch unzählige Hoffnungen, ich fühlte meine Kraft im Keime verschlossen, und glaubte, daß sie dem Willen nachwechsen würde. Damals schien mir alles leicht, ich wäre mit dem Ulysses in die Unterwelt gestiegen, ich wäre ein zweiter Alexander nach Indien gezogen, ich wäre bei Marathon und Thermopylä dem Tode freudig entgegen gegangen; ich hätte alles gethan, nur nicht das, was ich hernach wirklich that. Und jetzt? Wo ist das schöne Bild hin, das ich mir als Knabe von der unbekannten Welt entwarf? Wo jenes Zutrauen? jenes zuversichtliche Hingeben? jener Brudersinn, den ich zu dem ganzen Menschengeschlechte in meinem Herzen trug? Wie sehr haben Menschen und Schicksale das Bild verunstaltet und selbst den Spiegel getrübt, in dem es sich so schön und so rein darstellte! Ich rief weinend aus: O daß ich wieder werden könnte, was ich war!

Aber, als ob mir es die freundlichen Aeste der Linde zugeweht hätten, erwachte das Gefühl in mir: „Es muß so seyn, und es ist gut. — „Der Knabe reift der Erde und dem Leben ent= „gegen, daher muß ihm auch die Erde und das „Leben groß und gut und wünschenswerth erschei= „nen, aber der Mann, der das Leben kennt, „fühlt seinen Beruf zur Unendlichkeit und rettet „seine unerfüllten Wünsche und seine betrogenen „Hoffnungen durch den Glauben an die zweite „Welt, der er entgegenreift. Und aus dem „Gesichtspunkte jenes Lebens betrachtet, bist du „ja immer noch ein Kind, und lebst in seligen „Tagen voll himmlischer Erwartungen.“

Muthig und mit gestärktem Herzen trat ich meinen Rückweg an.

Wie ich bei der Kirche vorbei gieng, hörte ich die Orgel spielen; die Kirchthüren waren ver= schlossen, aber die Thüre, die zur Chortreppe führ= te, stand offen. Ich konnte mich nicht enthalten, wieder ein Mal die Kirche zu sehen, in der sich mein junges Herz den ersten und heiligsten Rüh= rungen geöffnet hatte, ich stieg daher die Chor= treppe hinauf.

Wie ich hinter der Orgel herum kam, rief eine Stimme, die nach der Gegend, wo sie her= kam, unstreitig dem Orgelspieler angehören muß= te: „Tret er nur noch ein Viertelstündchen, ich „werde mich schon bei ihm abfinden.“ Ich merkte wohl, daß ich für den Balkentreter gehalten

wurde; aber meine Stimmung war zu ernst, als daß mir der Irrthum besonders lächerlich vorgekommen wäre, ich trat leise an die Brüstung des Chors, und sah in die Kirche herab.

Auf einmal hört das Spiel der Orgel, wie durch einen zauberischen Schlag, mitten in der Melodie auf, und der Mann, der gespielt hatte, und den ich auf den ersten Anblick für einen Schulmeister hielt, macht einen Salto mortale über die Orgelbank weg, und wendet sich mit einem: „Ich bitte ganz unterhänigst um Ver„zeihung!“ an mich, daß es mir doch schwer ward, das Lachen zu verbeißen. „Lassen Sie Sich „nicht stören, lieber Herr!“ sagte ich freundlich lächelnd „ich höre gern spielen“ — aber der Mann machte einen unendlichen Bückling, und sagte mit der besten dümmsten Miene von der Welt — „Ich war so frei, Ew. Gnaden für den Balkentreter zu halten.“ — „Thut nichts zur Sache!“ fiel ich ihm lachend ins Wort, darf ich fragen, wen ich das Vergnügen habe, kennen zu lernen? —

Er sprach zitternd: „Ich bin der Cantor „Sebald aus Rothenau, aber nehmen Ew. „Gnaden den Irrthum mit dem Balkentreter...“

„Lassen Sie das gut seyn! wäre ich der, „wofür Sie mich hielten, so hätte ich doch an „Ihrem Spiele einigen Antheil gehabt, der große „Bach selbst...“

„Ja, ich spielte so eben eine Fuge von Bach, „aber ich bin so erschrocken, daß ich Ew. Gnaden „für den Balkentreter..."

„O ich bitte ums Himmels Willen, lassen „Sie den Balkentreter und die Gnaden weg, „es klingt eins so windig wie das andere." —

Ich mochte wohl das Letzte etwas heftig gesagt haben, denn der gute Mann ward immer verlegner, er wollte anfangen, von etwas zu reden, aber alles kam so verdreht heraus, und trug so sehr das Gepräge der Aengstlichkeit, daß ich ihn, um seiner Verlegenheit auf einmal ein Ende zu machen, wieder auf die Orgelbank schob, und beinahe mit befehlendem Tone fortzuspielen bat. Das half; wie er wieder vor der Claviatur saß, war er so gut, wie der Commandeur vor der Fronte wieder auf seinem Platze, und fragte mit festerm Tone als vorher: „Was befehlen Ew... „der Hochedle Herr, das ich spielen soll?" — „Spielen Sie was Sie wollen, lieber Herr Can„tor, erwiederte ich, aber eigne Phantasien hör' „ich am liebsten." Ich befürchtete schon, daß würde ihn wieder verlegen machen, aber ich hatte mich geirrt, er wählte einige andere Register, klingelte seinem geliebten Balkentreter, und fieng an zu phantasieren.

Ich erstaunte über die Fertigkeit, mit der er diesen Riesen aller Instrumente zu handhaben verstand, über die interessante Eigenheit seiner Ideen, und über die Lebhaftigkeit seines Vor-

trags. Ich setzte mich auf einen Stuhl des Chors, und hörte mit wahrer Freude seinem Spiele zu.

Lieber Heinrich! was ist doch die Musik für eine eigene sonderbare Kunst? Dieser Mensch, der keinen seiner Gedanken, keines seiner Gefühle in Worte einkleiden kann, der wählt aus der unendlich mannichfaltigern Reihe der Töne die richtigsten und passendsten, und trägt die Gedanken und Gefühle vor, von denen Du nicht ahnetest, daß sie in seiner Seele wohnten. In seinem Spiele findest Du den Umstand und die Zartheit, das Große und Stolze, das Sanfte und Hinreißende, wovon Du außerdem nicht einen Schatten bei ihm antriffst.

O gewiß! alles Gute und Schöne, alles Herrliche und Große kommt von oben herab, von einem Geiste zu allen Geistern. Aber er hüllt seine heiligen Lehren in das liebliche Gewand der Kunst, und spricht zu dem Einen durch die Harmonie der Worte; zu dem Andern durch Töne der Musik, zu einem Dritten durch Farben und Umrisse und schöne Formen, und der Mensch kann diese erhabenen Ideen nur in der Sprache ausdrücken, in welcher er unterrichtet ward.

Ich habe mir den Glauben nie nehmen lassen, daß Jeder zu irgend einer Kunst Anlage und Talente hat; freilich mehr oder weniger, je nachdem das Lebendige in ihm mit größerer oder minderer Kraft sich zu offenbaren strebt.

Die Kunst ist die Blüthe einer schönern Frucht und nur unendlich höhern Wesen ist es möglich, das, was den Menschen in den hellsten Augenblicken seines Lebens erhebt, durch ihr ganzes Leben und Thun darzustelleu. O wahrlich! Schönheit, Kunst und Tugend, diese drei Grazien sind nur Ein Wesen unter verschiedener Benennung, und in ihren Tempeln fällt das ganze Reich der Geister anbetend nieder.

Der Ort, an dem ich mich befand, die Gedanken, die heute schon alle durch meinen Kopf geflogen waren, und das ausdrucksvolle Spiel, das ich so eben hörte, alles trug dazu bei, mich in jene ernste Stimmung zu versetzen, die tausend Menschen Andacht nennen, ohne sie je empfunden zu haben. Ich kenne auch wirklich nichts Seelenerhebenderes, als den gewaltigen Ton der Orgel, wenn er durch die Gewölbe der Kirche hinschwebt. Wie oft, wenn ich vor einem Liede einen geschickten Spieler präludiren hörte, kam es mir vor, als wollte die Gemeinde erst in frommen kindlichen Tönen dem lieben Gott alles das vortragen, was sich nicht in Worte kleiden, nicht singen und sagen läßt, aber was er dort oben schon verstehen und auslegen wird, der die Gedanken der Menschen, und das stille Seufzen ihrer Herzen versteht. Und warum soll ich es läugnen, daß ich einen gedankenvollen Vortrag reiner Töne, die an kein Glaubensbekenntniß gebunden sind, lieber hören mag, als das gedankenlose Wortge-

klingel manches Predigers, das kein anderes Verdienst hat, als daß es nach der Form der Symbolik zugeschnitten ist.

Mein ehrlicher Cantor mochte schon einige Minuten aufgehört haben, als ich noch still und in mich gekehrt da saß, und den Nachhang seiner Accorde um meine Seele wehen ließ. Er trat zu mir, und entschuldigte sich, daß er nun eilen müßte, sich wieder auf den Weg zu machen. Ich erwachte, wie aus einem Traume, und erinnerte mich, daß mein Wagen schon längst angespannt seyn würde; ich dankte ihm mit einem herzlichen Händedrucke für sein treffliches Spiel, bezahlte den Balkentteter für den Wind, und stieg an der Seite des Cantors die Chortreppe herab.

„Abrr, wo liegt denn Rothenau? lieber „Herr Cantor!" fragte ich, indem er eben Willens war, eine tiefe Abschiedsreverenz zu machen. —

„Zwei Stunden hinter R**" sagte er. —

„Hinter R**?" erwiederte ich, „das ist ja „mein Weg; darf ich Ihnen einen Platz in meinem Wagen anbieten?" Er sah mich mit großen Augen an, und schien nach allen Regeln der Topik zu überlegen, ob es auch wohl gut gethan sei, wenn er mir seine Person anvertraute. Ich nannte ihm meinen Namen und den Zweck meiner Reise, und nun, da ihm mein Anerbieten sehr annehmlich vorkam, fieng er erst an, sich mit tau-

ſend Complimenten dagegen zu ſträuben, die ich bloß dadurch beantwortete, daß ich ihn an dem Arme nahm, und nach dem Poſthauſe führte.

Wie ich gedacht, hatte ſich der Poſtillion bald heiſch nach mir geblaſen, ich ſprang ſchnell in den Wagen, und tranſportirte auch meinen Cantor mit hinein, welches wegen ſeiner unzählichen Complimente keine leichte Sache war. Aber ich hatte ihm bei der Hand und zog, und der Bediente beim Rücken und ſchob; und ſo rollte ich endlich mit dem Ludimagister zum Thore hinaus.

Unterweges ward er etwas geſprächiger, er erzählte von ſeinem Verhältniß mit ſeinem gnädigen Herrn Rittmeiſter, von ſeiner vielen Arbeit und ſeinem ſpärlichen Einkommen, und wie der gnädige Herr Rittmeiſter ſo gnädig geweſen ſei, und ihm fünf Gülden Zulage gegeben habe.

Ach Heinrich! warum gleichen doch die Lehrer der Jugend dem Säemann in allen Stücken; nicht nur im Ausſtreuen des Samens, ſondern auch in Rückſicht des mühſamen und ſauern Ganges im gefurchten Acker?

Ich fragte den Cantor, ob er verheirathet ſei? Da wurde er ſehr roth, und ſtotterte: Nein! Ich wette darauf, er iſt Bräutigam, oder wenigſtens auf Feiers Füßen.

Doch genug! Lebe wohl, grüße die Deinigen, und schreib mir bald, aber nichts von Handelsangelegenheiten. Sorglosigkeit ist das Recept meines Arztes. Hörst Du?

Zweiter Brief.

Alle die Briefe, mein lieber Heinrich, die ich Dir schreibe, muß du sogleich Deiner Frau geben, denn wir Männer, wir mögen nun sagen, was wir wollen, wir greifen alles mit rohen und leichtsinnigen Händen an, und da in unserm Herzen nichts ist, als Uebermuth, so achten wir alles das für klein und unbedeutend, was aus andern Herzen geflossen ist; die Weiber aber tragen Liebe und Freundschaft im innersten Heiligthum ihres Busens und bewahren alles, was sich darauf bezieht, wie ein heiliges, anvertrautes Unterpfand. Da ich Willens bin zu schreiben, wie nur irgend ein Polygraph, so ist mir der Gedanke schon begeisternd, daß ich, wenn auch nicht für die Ewigkeit, doch wenigstens für eine lange Zeit schreibe, ein Glück, das unter zwanzig Schriftstellern des heutigen Tages kaum einem zu Theil wird.

Unter uns gesagt, das Jagen nach der Ewigkeit steht mir auch schon deswegen nicht an, weil

jetzt gar zu viele darnach laufen, und ich die einfältige Meinung habe, daß sie gar nicht erjagt und erlaufen werden kann, sondern daß sie schon selbst suchen und finden wird, was würdig ist, von ihr gesucht und gefunden zu werden. Noch eine Ursache, warum Du meine Briefe Deiner Frau geben mußt, ist diese: Alles, was ich Dir schreibe, ist einzig, ich will damit bloß so viel sagen, es existirt davon weiter kein Exemplar, als das, welches Dir der Briefträger einhändiget, und da ich unter allen den Mitteln, welche man erfunden hat, die flüchtigen Augenblicke des Lebens fest zu halten, kein wirksameres und besseres kenne, als Briefe, so wünschte ich doch, daß ich bei meiner Zurückkunft alle die Memento's wieder anträfe, die ich für Dich und mich schrieb. Nebenbei habe ich die Absicht, sie noch ein Mal mit Euch durchzulesen, wenn wir uns auf künftigen Winter um die trauliche Flamme des Camins versammeln, und dann mein eigener Commentator zu werden, ein Gedanke, bei welchem jedem Schriftsteller das Herz im Leibe tanzt, und alle Kinder im Kopfe hüpfen, die er noch nicht geboren hat.

Niemand widersetzt sich meiner Polygraphie mehr, als mein Arzt; er demonstrirt mir aus allen Büchern, die seit Galen und Hippokrates die Erbärmlichkeit des menschlichen Lebens systematisch bearbeitet haben, daß mein Uebel im Unterleibe sitze, und daß ich es mit der Sündfluth

von Wasser, die ich täglich hinunter schicke, kaum bezwingen werde, wenn ich den Tag über mehrere Stunden schreibe und meinen Geist anstrenge. Aber, lieber Heinrich! von Geistesanstrengung sollst Du meinen Briefen wenig anmerken, und zur Vorsorge will ich stehend schreiben, damit ich meinen Unterleib nicht in der Verzweiflung störe, wenn ich ihn unter Wasser gesetzt habe. Zudem kann doch auch — trotz aller Demonstration des Arztes — das Uebel nicht so groß seyn, da ich den Inbegriff aller Gesundheit, den Frohsinn wieder erobert habe.

Ja, lieber Heinrich! dieser lustige Geselle, der zu dem ernsten Lebensgange immer ein lustiges Lied bereit hat, und bunte Arabesken hinmalt, wo andere nur kahle Wände sehen, dieser lustige Geselle ist wieder mein Begleiter, mit ihm gehe ich einsam auf das stillste, schönste Plätzchen, das die Natur gebaut hat, und mein Herz stimmt in die frohen Accorde ein, die die ganze herrliche Welt zum Himmel emporschickt; mit ihm werfe ich mich in das bunte drollige Gemüth der Menschen, die hieher gekommen sind, um alles das wegzutrinken und wegzubaden, was sie drückt und quält; mit ihm blicke ich von den rebenbewachsenen Bergen auf das herrliche Frühlingsthal herab, mein Auge verfolgt den majestätischen Strom, der sich hindurch windet, und überall, wohin ich blicke, sehe ich den Abglanz einer großen Sonne, die Leben und Frohsinn und Freude verbreitet.

Ein Wesen nur, Brüderchen! glaub' es,
Ein Wesen beseelt die Natur,
Es lispelt im Lispeln des Laubes,
Es rauscht in dem Rauschen der Flur,

Es hüpft in der weidenden Heerde,
Es klopft in der menschlichen Brust,
Sein Zauber verwandelt die Erde
Zum Sitze der himmlischen Lust.

An finstere Götter nur glauben
Die Herzen voll Dunkel und Nacht;
Ich glaub' an Gott, der die Trauben,
Der Frühling und Mädchen gemacht;

Sein herrlicher Name heißt Freude,
Sein Opfer heißt Frohsinn und Scherz,
Er sah mich im fliegenden Kleide,
Und gab mir ein frölichés Herz.

Da schwur ich ihm ewige Treue,
Da lallt' ich ihm kindlichen Dank,
Jetzt sing' ich ihm Lieder der Weihe,
Für Mädchen, für Wein und Gesang.

Nimm die Dithyrambe eines Reconvalescirten nachsichtig auf, mein lieber Heinrich! und halte sie wenigstens für das erste Symptom einer genesenen Seele.

Alles, was mich sonst um meine frohe Laune brachte, kommt mir jetzt lächerlich und spashaft vor. Ehe ich die Kunst zu lachen wieder besaß, ärgerte ich mich oft über die Menschen, die mit dem tollen Glauben hierher gekommen sind, ihr Inneres werde rein gewaschen, wenn sie Wasser schlucken, so viel sie vermögen, und oft kam ich in Versuchung, dieser und jener gnädigen Frau zu sagen, daß sich ihre Krankheit nur wegleben, und nicht wegtrinken läßt, und manchem enervirten Libertin die Versicherung zu geben, daß alle Gesundbrunnen der Welt keine Appellation gegen die Urtheile Gottes sind. Aber würden mich die Leute nicht alle zusammen einen Narren gescholten haben?

Wahrlich Heinrich! die Kunst zu lachen, sollte zu einer freien Kunst erhoben werden; sie verdiente, den übrigen sieben voran zu stehen, die zu weiter nichts führen als — zur Magisterwürde, und Jeder, der die Wahrheit sagt, sollte sie doch wenigstens mit lächelndem Munde sagen, und ihr durch ein freundliches Gesicht die scharfe Spitze nehmen, womit sie verwundet.

Ich kann nur eine Narrheit billigen, nämlich die lustige, und daher verdrießt es mich, daß die Höfe keine Hofnarren mehr besolden, sondern die Amtsverrichtungen dieser Charge unter einen ganzen Troß von Müssiggängern vertheilt haben, die unverantwortlicher Weise, widersinnige und gravitätische Narren daraus gemacht haben.

Sollte ich einmal ein Hof-Reglement, oder eine Makrobiotik für hohe Häupter, oder wohl gar eine moralische Hofdiätetik schreiben, so würde ich zwei Possen wieder empfehlen, die man mit der Zeit hat eingehen lassen, nämlich den eines Historiographen und eines Hofnarren; beide würden mehr Nutzen stiften, als mancher andere. Denn der Historiograph würde dem Fürsten ernst und freimüthig sagen, was geschehen ist; und der Hofnarr lustig und freimüthig, was geschehen kann. Und zweifelst Du wohl daran, daß es mit der Moralität der gesalbten, gekrönten und infulirten Häupter gut stehen würde, wenn ihnen ein ernsthafter Mann die Vergangenheit abmalte, und ein Lustigmacher die Zukunft schilderte? — Doch zurück, Du siehst, ich gehe so viel mit Aerzten um, daß ich selbst Recepte schreibe. Jetzt zur Erzählung meiner Badechronik.

Das Interessanteste, wenn man in ein Bad kommt, sind die Bekanntschaften, welche man macht. Menschen aus allen Weltgegenden, Kranke und Gesunde, Arme und Reiche, Spieler und ehrliche Leute kommen hier zusammen, und lüften gegenseitig das Band der Etikette, um sich einander zu nähern, und in dem Spiele des Lebens eine frohe Parthie mit einander zu machen. Ich war neugierig zu sehen, mit welchen Menschen mich der Himmel zusammen gebracht hatte; um aber nicht ganz allein diese physiognomischen Reisen anzustellen, so bat ich meinen ehrlichen Schul-

meister, bei mir zu bleiben, damit doch wenigstens Ein Wesen um mich wäre, zu dem ich sagen konnte: Dieses Menschengesicht behagt mir. Meine Bitte war vergebens, Sebald machte eine Menge Entschuldigungen, unter denen die wichtigste war, daß sein gnädiger Herr selbst alle Tage ins Bad käme, und es wohl ungnädig vermerken würde, wenn er sich in so hohe und vornehme Gesellschaften mischen wollte. Ich ließ also den ehrlichen Ludimagister reisen, und steuerte allein unter die fremden Menschen hinein.

In langen Reihen rauschten durch die Promenaden, mit Orden behangen, mit Bändern geziert, mit Federhüten ausstaffirt, die gnädigen Herren, und die gnädigen Frauen, und die gnädigen Fräulein. Sie blickten voll Huld auf die Menge Bürgerliche, die ihrem Zuge eherbietig Platz machten, und ihr gnädiges Lächeln sagte, obgleich unsere Ahnherren unter Gottfried von Bouillon die Fahnen in das gelobte Land trugen, und die Eurigen nur als Troßbuben und Knappen nebenbei liefen, so sind wir euch doch wohl gewogen, und wollen euch erlauben, auf einen Augenblick zu werden, wie unser Einer. Als ich ihre Procession mit ansah, und manches Gesichtchen bewunderte, dem man den Adel nicht absprechen konnte, und manchen Busen, der unwidersprechlich aus der Kernwelt der Ritterzeit abstammte, gerieth ich in ein Gespräch mit meinen Nachbarn. Der eine, wie ich nachher erfuhr, ein junger

Schriftsteller, declamirte mit vieler Heftigkeit gegen die Einbildungen des Adels; seine Miene war immer die, als wollte er sagen: „freuen Sie „sich, daß Sie mich kennen gelernt haben, ich „bin ein witziger Kopf, und wenn Sie nur irgend „Anspruch auf Genien machen, so müssen Sie ge„stehen, daß ich ein großes Genie bin."

Sein Hauptaxiom war, daß nur Genie und Geistescultur den Unterschied unter den Menschen bestimmte. „Aber, mein Herr!" antwortete ich ihm, „Wie kommen denn die armen Teufel da„zu, die weder Genie haben, noch ihren Geist „cultiviren können?" Er lächelte voll seliger Selbstzufriedenheit über den armen Ignoranten, der so fragen konnte, und verließ mich mit einer leichten Verbeugung.

„Das sind alles arme Schlucker," sagte ein Kaufmann, der mir zur Rechten stand, und unser Gespräch gehört hatte. „hier sitzt's," sagte er, und schlug an die Westentasche. „Der Adel„stolz ist lächerlich, denn die Güter der Herren „sind verschuldet; und der Geniestolz ist noch „lächerlicher, denn die schönen Geister sind mager, „wie die Windhunde; Geld, mein Herr! Geld, „das macht den Unterschied der Stände, der rei„che Mann ist überall der erste, und wenn sich „die andern über ihn erheben wollen, so ist das „purer klarer Neid."

„Aber mein Herr!" fragte ich eben so trokken, wie zuvor: „Wie kommen denn die armen

„Teufel dazu, die kein Geld haben, und den „Schacher nicht verstehen, um sich welches zu „erwerben?“ Er maß mich mit großen Augen, und schied so gleichgültig von mir, als wenn er dächte: Du magst wohl auch ein armer Schlucker seyn!

„Ich freue mich, Sie kennen zu lernen, „mein Herr! Sie finden hier superbe Gesellschaft,“ sagte ein moderner Geistlicher zu mir, der so eben mit selbstgefälliger Grazie und einem sehr biegsamen Rücken den adlichen Herrschaften den Hof gemacht hatte. Ich habe überhaupt bemerkt, daß sich diese beiden Stände überall vortrefflich zusammen vertragen. Denn wenn der Adliche glaubt, sein Stand sei in dieser Welt der erste, so ist der Geistliche überzeugt, daß er in jener Welt leuchten werde, wie ein Licht des Himmels, und daß sein Kriechen und Schmeicheln ein Capital ist, das man ihm mit hundertfältigem Gewinne dort oben wird wieder bezahlen müssen. „Aber mir „scheint es doch,“ erwiederte ich dem Geistlichen, „daß sich die Stände mehr separiren, als in einer „guten Gesellschaft schicklich ist.“ „Nichts weni„ger, als das,“ erwiederte er lächelnd, „die „Herrschaften lassen sich zu Jedem herab.“ „Her„ab?“ fragte ich: „Ei ja wohl!“ sagte er mit großen Augen, „es sind unter diesen Herrschaften „Personen, die die größten Verdienste um den „Staat haben, und von den ältesten Familien „abstammen.“ „Sie setzen also,“ fuhr ich freund-

lich fort, „den Unterschied der Stände in Ver„dienste um den Staat und in alte Familien?“ — „Wie anders?“ — „Wie kommen denn aber „die armen Teufel dazu,“ erwiederte ich wie zu„vor, „die von so genannten jungen Familien sind, „und weder Verdienste um den Staat haben, „noch in Lagen sind, wo sie welche bekommen „werden?“

„O! sagte er, das Märchen der Gleichheit... „ist abgenutzt,“ fiel ich ein. „Es giebt einen Un„terschied unter den Menschen, aber er sitzt nicht „im Kopfe, wie der Gelehrte glaubt, nicht im „Genie, wie der schöne Geist denkt, nicht in den „Stammbäumen, wie der Adel wähnt, nicht in „glänzenden Verdiensten, wie die besternten Men„schen glauben, noch weniger im Gelde, auf „das der Kaufmann und der Jude trotzt, sondern „er wohnt im Herzen, und die moralische Güte „ist der Maasstab, nach welchem uns die Unsterb„lichen messen. Der beste Mensch ist immer der „erste Mensch, und ich glaube, wer sich selbst „beherrschen kann, der hat ein größeres Gebiete „unter sich, als wenn er einen Zepter in Händen „hielte, der ihm zwei Welttheile zu Sklaven unter„würfe.“

Der Geistliche hielt mich für einen Neuerungssüchtigen, und ungeachtet es schwer ist, aus den Gesichtszügen dieser Menschen zu sehen, was in ihrem Innern vorgeht, so konnte er doch nicht ein Zucken der Oberlippe verbergen, welches zu sagen

schien! Du bist auch einer von denen, welche das Meer der öffentlichen Meinung, über welches immer eine glückliche Windstille herrschen sollte, beunruhigen und unsern Alleinhandel, den wir von Gottes Gnaden darauf besitzen, durch Kapereien stören.

Du siehst, lieber Heinrich! meine erste Entrée versprach eben nicht viel Erbauliches, und schon war ich im Begriffe, mich wie eine Schnecke wieder in mein Haus zurückzuziehen, als ich dem alten Rittmeister D*, den ich ehemals im Hanöverischen kennen gelernt hatte, auf der Promenade begegnete. In einer Lage, wie die meinige, nimmt man jedes bekannte Menschengesicht, sei es auch noch so gleichgültig, wie ein willkommnes Geschenk an.

„Ists möglich, Herr Rittmeister!" eilte ich auf ihn zu: „Welcher gute Geist, hat Sie hier„her verschlagen?" „Ach! kein guter Geist, ächz„ete der Invalide, der Geist der Freiheit, der „nun einmal zu den Poltergeistern unsers Zeital„ters gehört, hat mir, mir nichts, dir nichts! „in Gestalt einer französischen Kanonenkugel das „Bein zerschmettert, und seit der Zeit hinke ich „armer Krüppel zu allen Gesundbrunnen der Welt, „um den verdammten Schmerz los zu werden, „der mich unaufhörlich an das verwünschte Land „erinnert, wo die Köpfe und der Wein ohne Auf„hören mussiren." „Ja, Herr!" fuhr er fort, „wie ich Sie noch in Göttingen kannte, — da liegt

„nun die ganze lange Reihe von Jahren, wie „ein abgemähtes Feld vor meinen Augen, viel „Spreu, und wenig Korn, aber lustige Feldblu= „men. O! ich lasse Sie nicht, Sie müssen zu „mir kommen, mein Gut liegt nur zwei Stunden „von hier, und wenn Sie mit gutem Knaster, „altem Wein und einem frohen Herzen zufrieden „seyn wollen, so kommen Sie nach Rothenau?" — „Rothenau?" fragte ich, „o! da habe ich „schon eine Bekanntschaft." Er fragte wen? und ich erzählte ihm mein Abentheuer mit dem Cantor.

Schade, daß der alte Rittmeister nicht hier wohnt, er fährt alle Mal auf sein Gut zurück, wenn er den Brunnen getrunken hat, denn die Gesellschaft scheint ihm nicht zu behagen. Näch= stens fahre ich mit ihm, und bis dahin mußt Du Dich auf nähere Nachrichten gedulden. Lebe wohl! Grüße Dein freundliches Weib, und wenn Du Deinen Albert auf den Knien schaukelst, so sage ihm, daß der Vetter schöne Sache mitbringen wird, wenn er zurückkommt.

Dritter Brief.

Freue Dich mit mir, mit jedem Tage fühle ich mich heitrer und froher, meine Pulse schlagen wieder den Tact der Gesundheit, auf meinen Wangen glüht wieder jene glückliche Farbe, die die Verkündigerin eines reinen innern Himmels ist. Mit jugendlicher Heiterkeit springe ich früh vom Lager auf, eile mit festem Tritt in den freien Morgen hinaus und begrüße die Sonne, wenn sie über die Berge hervor steigt, um diesem glücklichen Thale einen heitern Tag zu verkündigen. Ich vertrage mich jetzt mit allem, was mich umgiebt; Adliche und Bürgerliche, schöne Geister, Kaufleute und Geistliche, alle sind mir recht, wenn sie nur in die frohe Melodie mit einstimmen, die ich armer Wiedergenesener zum Himmel emporschicke.

Glaube mir, Heinrich, die Menschen sind alle besser, als sie scheinen, und der Centner Materialismus, in den das kleine geistige Wesen eingewebt ist, das wir Seele nennen, mag wohl die meiste Schuld an ihren Thorheiten tragen. Liegt es nicht oft am Auge, wenn mir ein Gegenstand nicht gefällt? am Ohre, wenn ich an der herrlichsten Musik kein Behagen finde? am Geschmacke, wenn mich das vortreffliche Gericht

anekelt? — Ach! so mag wohl auch unser innerer Sinn oft verschleimt und verdorben seyn, daß uns Welt und Menschen nicht behagen, und daß wir die lächerliche Meinung haben, der Flor, der vor unserm geistigen Auge hängt, liege eigentlich auf den Dingen, die wir besehen.

Gutmüthig reiche ich jetzt Jedem die Hand, und wenn er sein Steckenpferd reitet, so setze ich mich hinten mit auf, und sietze da! er erwiedert herzlich meinen Händedruck, und hat die Gefälligkeit, auch einen Spaziertritt auf meinem Stecken zu machen.

Ich habe oft über das Betragen der Menschen nachgedacht, die Jedermann leiden mag, die oft in einer ganzen Stadt herzensgute Menschen genannt werden, und keinen Feind haben. Ich habe endlich gefunden, ihr Haupt-Grundsatz ist die kleine, aber goldne Hausregel; Scheue die Eitelkeit des Andern, und willst du den ersten Platz bei der Menge behaupten, so betrage dich so, daß dir jeder Einzelne den Platz gleich neben sich anweist. Dieser goldnen Regel bin ich gefolgt, ich habe dem Adel zu verstehen gegeben, daß ich gegen seine erlauchte Geburt Ehrerbietung habe, dem Officier, daß ich überzeugt sei, er könne tausend Philister mit einem Eselskinnbacken todt schlagen, dem schönen Geiste, daß ich mit Heißhunger auf die Stunde warte, wo er mir sein neues Product vorlesen wird, dem Geistlichen, daß ich gewiß sei, sein Wirkungskreis sei der bedeutendste

und ausgebreiteste, und dem Kaufmann sagte ich, mit Gelde sei recht viel zu machen. Aber wahrlich! das Letztere gieng mir schwer ein zu sagen, denn er verstand es ganz verkehrt.

Am vergangenen Sonntage war hier große Galla, aus allen umliegenden Städtchen und Städten, von allen Marktflecken und Rittergütern kamen alle Honoratioren und was sich dafür hielt, zu Roß und zu Wagen gewallfahrtet. Auch der Rittmeister kam mit seiner ältesten Tochter, einem hübschen Landmädchen von ungefähr 16 Jahren, und einer Hausjungfer, die vielleicht noch ein Mal so alt seyn mochte, aber die Zahl ihrer Jahre hinter ein paar runden prallenden Backen recht gut versteckte.

Zu Mittage war die Tafel mit mehr als hundert Couverts besetzt. Nach Mittage zeigte eine Equilibristen-Gesellschaft ihre halsbrechenden Künste, die, seit Göthes Meister ein neues Interesse selbst für das schöne Geschlecht bekommen haben. Abends war Ball im großen Saale, und wem das Gewühl der Menge nicht behagte, der schlich sich von der rauschenden Tanzmusie weg, und suchte die stillen Irrgänge der Promenade auf, um seiner Freundin, die er am Arm führte, ein vertrautes Wörtchen zu sagen.

„Du guter Montagne!" rief ich aus, da ich eben eine zärtliche Unterhaltung belauscht hatte, „wie du noch die Bäder besuchtest, da stand „öffentlich angeschlagen, daß es bei schwerer

„Strafe verboten werde, in Gegenwart der Da„men, der Demoiselle und anderer Frauenzim„mer unziemliche Reden zu führen, oder sie auf „eine unehrbare Weise zu berühren. Aber damals „schrieb man auch 1580 *) und wahrscheinlich „waren die Bäder nicht so stark besucht, oder selbst „nicht so stark.“

Der Abend war so schön und so ruhig, der Mond blickte so freundlich durch die Silberpappeln, die Tanzmusie tönte so sanft aus der Ferne herüber, daß ich mich auf eine Bank niedersetzte, und, ich gestehe Dirs, nicht ohne heimlichen Neid, die Menschen betrachtete, die Arm in Arm geschlungen herumwandelten, und im seligsten Selbstgenusse die ganze Welt um sich vergaßen. Mag doch der strenge Moralist eifern, ich denke immer, die Fehler, die die Menschen aus Liebe begehen, sind die verzeihlichsten, wenn es ja Fehler sind, und wer über solche einsame Vertraulichkeiten das Verdammungsurtheil aussprechen kann, den mag der Mond wohl noch nie an der Seite eines Mädchens beschienen haben.

Eben wollte ich mich wieder in den Tanzsaal zurück verfügen, als ich in einer Seitenallee eine Stimme hörte, die mir bekannt zu seyn schien, ich schlich mich näher hinzu, und wie soll ich Dir mein Erstaunen beschreiben, ich fand, wen glaubst Du? — Niemand anders, als den

*) Es war in einer Badeordnung zu Plombieres, die Montagne aber schon damals alt nennt.

Cantor Sebald mit einem hübschen rothwangigen Mädchen, das den Strohhut tief genug ins Gesicht gesetzt hätte, um vor jeder Erkennung gesichert zu seyn. „Guten Abend! Herr Reisegefährte,“ sagte ich zu ihm, „ich merke nun, daß Rothenau nicht „weit von hier liegt.“

Lieber Heinrich, ich glaube nicht, daß unterm Monde je ein verlegneres Gesicht gemacht worden ist, als er machte. Seine Angst, wie er mich einige Tage vorher für den Balkentreter gehalten hatte, sein damaliges Stottern und um Verzeihung bitten, war nur der Schatten von seiner heutigen Verlegenheit, er war wie vom Blitz getroffen, und seine Auserkohrne, die er immer fest am Arme hielt, war es, so viel mich der Mond und der Strohhut sehen ließen, nicht weniger. Vergebens fragte ich nach ihrem Namen, vergebens fragte ich den Cantor, ob er heute noch wieder zurück wollte, ich erhielt keine andere Antwort, als unzusammenhängende Worte, und selbst der Kunstgriff, daß ich von gleichgültigen Dingen zu sprechen anfieng, schlug fehl. Die armen Menschen länger zu martern, wäre eben so unbescheiden, als hartherzig gewesen. Ich überließ sie also der Einsamkeit, die sie suchten, und warf mich wieder in das rauschende Gewühl, zu dem ich mich eben nicht gestimmt fühlte.

Sage mir Heinrich, was ist das Unerklärbare, das bei schönen Abenden unsere Brust höher hebt, das Seufzer aus unserm Herzen lockt, für

welche wir keine Namen haben, und eine Sehnsucht in uns aufweckt, die uns ins Unendliche fortzieht, und nur an der Brust einer geliebten Seele gestillt wird?

Wie ich wieder in den Saal trat, war der Rittmeister eben im Begriff fortzufahren, der Wagen war vorgefahren, seine Tochter saß schon drinnen, und nur die Hausmamsell fehlte noch. „Mein Gott! wo ist denn Suschen?" rief Emilie. „Donner und Wetter!" polterte der Rittmeister, „wo steckt denn einmal das Suschen wieder?" Ich lief in den Saal zurück, aber der Bediente, der besser unterrichtet seyn mochte, lief auf die Promenade, und rief: „Mamsell Suschen!" aus vollem Halse. Endlich kam sie, sie war außer Athem, der Strohhut war derselbe, ich half ihr in den Wagen, und sagte leise zu ihr: „Grüßen Sie den Cantor Sebald!"

So wäre ich denn auf einmal hinter das Geheimniß meines musicalischen Freundes, aber so leicht soll er mir nicht davon kommen, von ihm selbst muß ich den Namen seiner Geliebten und das Geständniß seiner Liebe erfahren, und dann will ich sehen, ob ich so viel über den Rittmeister vermag, daß Hymens Fackel die Schulstube meines Freundes erleuchtet.

Da die meisten meiner nähern Bekannten entweder spielte oder tanzten, oder sich aus Furcht vor der Abendluft in ihre Zimmer eingeschlossen hatten, so trieb ich mich zwecklos un-

ter der Menge herum. Mit Verachtung gieng ich bei den Spieltischen vorüber, hinter welchen abgeschliffne Gauner, gleich Spinnen in ihrem Gewebe, auf leichtsinnige Thoren lauerten, um ihnen ihr Geld, vielleicht das Einzige, was noch ihren Werth ausmachte, abzunehmen.

Wenn ich Zeit und Lust zum Moralisiren hätte, so glaube ich, sollte es mir leicht werden, Dir zu zeigen, daß die Menge Spieler, die wir in unsern Tagen haben, einen Hauptbeweis von dem Leichtsinn unsers Zeitalters abgeben, und von der Schlaffheit der jetzigen Generation, die mit der kleinsten Mühe das höchstmöglichste Wohlbehagen erlangen will, und in der kindischen Hoffnung, ihre überspannten Wünsche in Zukunft zu befriedigen, alles das hingiebt, was sie besitzt.

Doch weg von diesen Gruppen, die sich nicht einmal die Mühe nehmen, ihr grobes Interesse hinter künstlichen Larven zu verstecken; zurück in den Saal, wo frohe Menschen die Bürde des Lebens weggeworfen, wo heitere Melodien die Falten der Stirne verscheucht haben, und wo die Menschen wie Kinder sich zu gemeinschaftlicher Freude vereinigen, und einander friedlich die Hände reichen. O! wie liebe ich den Tanz: ich weiß nicht, wer einmal die Bemerkung machte, der Tanz sei ein Bild des Lebens, man trete erst unten an, helfe die Figuren der andern Tänzer verschönern, bis man langsam hinauf rücke, dann selbst die stolzen

Reihen durchflöge, und von den andern dieselben Dienste erwarte, die man ihnen vorher geleistet habe, bis dann am Ende einer nach dem andern abtrete, und der Tanz aufhöre, wie das Leben mit dem Ausruhen. O! möchten doch die Tänze der Charitinnen immer das Modell unsrer Tänze seyn! Möchte jenes wilde bachantische Herumschleudern, das nur erhitzt, aber nie erfreut, auf ewig von unsern Tanzsälen verbannt werden!

Es war beinahe Mitternacht, ehe ich wieder auf mein Zimmer kam, ich schlief mit dem Gedanken an Dich und an alle Deine Lieben ein. Lebe wohl, und überzeuge mich bald durch einen Brief, daß Deine Seele so oft bei mir ist, wie die meinige bei Dir.

Vierter Brief.

Du verdientest wohl eigentlich nicht, daß ich keine Woche vorbeigehen lasse, ohne Dir Nachricht von mir zu geben; denn auf die langen Briefe, die ich Dir schicke, habe ich nur ein kleines Billet erhalten. Aber ich bin selbst daran Schuld; ich habe Dich verwöhnt, und so will ich Dir denn auch heute eine Erzählung nicht vorenthalten, die Deinem Herzen Freude machen wird. — Ich bin in Rothenau gewesen, ich habe einen der seligsten Tage meines Lebens verlebt, ich habe mit darzu beigetragen, daß der Cantor Sebald jetzt weiter nichts, als Praesto spielt, und ich denke, wenn ich nur noch einige Wochen den Brunnen gebraucht habe, wird mein Magen stark genug seyn, auf Suschens Hochzeit eine Probe seiner Talente abzulegen. Aber laß Dir hübsch in der Ordnung erzählen, wie sich das alles ordnete und machte.

Ich trank meinen Brunnen auf dem Zimmer, und ein trüber, rauher Morgen verleidete mir jede Lust auszugehen. Um neun Uhr erhielt ich einen Brief, der, wie mein Bedienter sagte, durch einen expressen Boten gekommen war; ich riß ihn auf, und stelle Dir vor, — doch hier ist er:

Hochedler,

Wohlgeborner,

Hochzuverehrender und Werthgeschätzter Herr!

Gütigster Gönner und Patron!

Mit bekümmertem und niedergeschlagenem Herzen wage ich Ew. demüthig zu bitten, daß Sie es einem armen Schulmann nicht verargen, sondern verzeihen wollen, wenn er sich sein saures und mühsames Leben, welches wohl oft mit den Drangsalen des Herkules in der heidnischen Fabel verglichen werden mag, durch unschuldige Freuden zu versüßen sucht. Und ob es gleich Menschen giebt, welche verlangen, daß man unter dem schwarzen Rocke kein menschliches Herz tragen solle; so habe ich doch zu Ew. das gegründete Zutrauen, daß Dero weder zu den Schwachen gehören, die daran Anstoß nehmen, noch zu den Hartherzigen, die solches verlangen. Ich weiß wohl, daß wir jetzt in Zeiten leben, in welchen man glaubt, es sei gar nicht möglich, daß eine wahre christliche Liebe, unbeschadet ihrer Reinheit und Gottgefälligkeit, des Abends im Mondschein spazieren gehen könne. Aber ich habe die Ehre, Ew. mit den heiligsten Versicherungen zu betheuern, daß weder der Abend, noch der Mondschein meiner Frömmigkeit und der Unschuld der werthen Person, welche ich das Glück hatte, am Arme zu führen, den geringsten Abbruch ge-

than haben; sondern, daß es mir im Gegentheil so rein und unschuldig froh im Herzen gewesen ist, als wenn die lieblichen Töne von Engelmelodien um mich geschwebt hätten.

Um jedoch den Schwachen kein Aergerniß zu geben, und dem Herrn Rittmeister, dessen vornehmer Freund Sie sind, wie ich gehört habe, nicht zu mißfallen, so ersuche ich Ew. inständigst, diese Sache als ein Dero hohem Herzen anvertrautes Geheimniß anzusehen, und um der Wohlfahrt eines armen, aber redlichen Schuldieners willen, keinen Gebrauch davon zu machen. Ich habe die Ehre, mit allem unterthänigsten Respect zu verharren,

Ew. ꝛc.

zu Gebot und Dienst verpflichteter
Christian Tobias Sebald.

O! du guter Mensch! sagte ich, wie ich diesen originellen Brief gelesen hatte, wie könnte ich Dein reines, frommes Herz der Welt zum Gespötte darlegen? Ist nicht Deine keusche Liebe das einzige Licht, das Deinen öden mühsamen Pfad erleuchtet, der tröstende Engel, der Dich einer Zukunft entgegen führt, wo eine theure

Seele Theilnahme an Deinen kleinen Freuden und ein Auge voll Thränen für Deine Leiden haben wird? —

Ungeachtet das Wetter nicht eben das günstigste war, so machte doch der Wunsch, meinen Freund aus der Besorgniß zu reißen, und ihm, ungeachtet er mir weislich den Namen seiner Geliebten verschwiegen hatte, einen sehr wesentlichen Dienst zu thun, daß ich mich kurz und gut entschloß, noch Vormittags nach Rothenau zu reiten. Mancher Gesandte, der von seinem Hofe an einen andern geschickt wird, um Heirathstractaten zu unterhandeln, tritt, trotz der goldenen Tabatieren, die an dem Christbaum der Zukunft vor ihm da hängen, seine Reise nicht mit halb so viel Vergnügen an, als ich die meinige, die nichts Geringeres zur Absicht hatte, als meinen Sebald in die Arme seines Suschen zu führen.

Mit leichtem Herzen, als eilte ich einer guten That entgegen, trabte ich über Berg und Thal dem Dörfchen zu.

„Herzlich willkommen!" rief mir der Rittmeister entgegen, und riß mich beinahe mit seiner frohen Heftigkeit vom Pferde herunter. Ich wurde sogleich seiner Frau Gemahlin vorgestellt, die mich etwas ceremoniös empfing, aber doch den Ton herabstimmte, da sie das Verhältniß sah, in dem ich mit ihrem Manne stand; sodann mußten die Kinder vor mir aufmarschiren, es wa-

ren zwei Söhne und zwei Töchter; die letztern schienen zugleich mit den blauen Augen auch das Steife und Umständliche ihrer Mutter geerbt zu haben; aber aus den Augen der Jungen blitzte das Feuer des Vaters, und ihr ganzer Anzug bewies, daß sie die Fortification und Kriegskunst an Koth und Lehmpfützen studierten; auch Suschen mußte mit auftreten, und der Rittmeister der mich nun einmal mit seinem ganzen Hofstaat bekannt machen wollte, stellte sie mir mit den Worten vor: Und hier sehen Sie unser gutes Suschen! sie ist in meinen Diensten, ohne mein Dienstbote zu seyn, und wir haben sie alle lieb. Suschen machte einen tiefen Knixs, stotterte einige Complimente her, aber die Röthe, die auf ihrem Gesichte brannte, war mir allein nur verständlich.

Nach Tische ließ mir der Rittmeister keine Ruhe, ich mußte alle seine Wirthsschaftgebäude, alle Ställe und Böden in Augenschein nehmen, Von da giengs in den Garten, der wirklich einige hübsche Anlagen hatte, und nur die Entschuldigung, daß ich unmöglich bei meiner Brunnenkur so starke Touren machen könnte, hielt ihn ab, mich auf allen seinen Feldern und vielleicht sogar in seinen Forsten herumzuführen. Die geringen Kenntnisse, die ich von der Landwirthschaft habe, und die ich nebenher eben so gut anzubringen wußte, wie unsere jungen Philosophen ihre

Collegienhefte, setzten mich bei dem Rittmeister in noch größern Credit.

Endlich, dem Himmel sei Dank! kamen wir wieder in das Zimmer. Ich erblickte ein Clavier, und bat Emilien zu spielen, sie trat an das Instrument, öffnete es, und fand — ich segne den Zufall, denn ohne ihn hätte ich heute schwerlich meinen Sebald zu sehen bekommen, — daß eine Saite gesprungen war. Donner und's Wetter! rief der Rittmeister, springt mal eins zum Cantor hinüber, er soll. . . Suschen war schon verschwunden, wie die ersten Worte heraus waren, und Sebald trat eher zur Thüre herein, als ich geglaubt hatte, daß er auf eine solche Botschaft kommen würde. Sein Betragen gegen mich war schüchtern, weil er nicht wußte, wie ich seinen Brief aufgenommen hatte, und fremd, weil er ungewiß war, ob ich in Gegenwart seines gnädigen Herrn mit ihm bekannt thun würde. Während er die Saite aufzog, fand ich Gegentheil, ihm ein freundliches Wörtchen zuzuflüstern, und sein Spiel gab mir den besten Vorwand an die Hand, den Rittmeister zu bitten, daß er ihn einige Stunden bei sich behielt.

Indessen hatte sich das Wetter, das den ganzen Morgen trübe gewesen war, aufgeklärt, und mein Rittmeister, ein eifriger Landwirth, eilte auf die Wiesen hinaus, wo die Arbeiter mit der Heuärnte beschäftigt waren, indeß seine Frau,

wie alle Weiber ohne Erziehung, in der größten Verlegenheit war, was sie mit einem fremden Menschen allein anfangen sollte. Ich konnte sie nicht besser aus der Verlegenheit reißen, als wenn ich, unter dem Vorwand, das schöne Wetter zu genießen, mich mit dem Cantor entfernte, und daher zog ich meinen Freund, der immer noch wie eingewurzelt vor dem Klaviere stand, und entweder gedankenlos oder gedankenvoll (denn diese Extreme sind selten zu unterscheiden), vor sich hin spielte, vom Klaviere weg, und eilte mit ihm ins Freie.

Sebald hatte mehr Muth, vielleicht auch mehr Zutrauen zu mir gefaßt, kurz! er war im Stande, von seinem Briefe und der Veranlassung desselben, wiewohl mit sichtbarer Verlegenheit, zu sprechen. Ich beruhigte ihn, ohne ihm merken zu lassen, daß ich Willens sei, die Rolle eines Freiwerbers zu übernehmen, und bat ihn, mich in seine Wohnung zu führen.

Der Weg führte über den Kirchhof; vor der Pfarrwohnung machte Sebald ein tiefes Compliment, welches nur nachlässig erwiedert wurde, denn im geistlichen Stande scheint die Subordination nicht weniger strenge aber weit lächerlicher zu seyn, als im militärischen.

Ich weiß nicht, ist es die Rückerinnerung an die Jahre meiner Kindheit, wo ein Kirchhof der Tummelplatz meiner Kinderspiele war, oder ist es die feierliche Stille, die über den Gräbern dieser

unbekannten Menschen schwebt, daß ich mich nirgends zu ernstern und frömmern Gedanken gestimmt fühle, und daß nirgends der wilde Sturm und Drang meines Herzens sich so leicht in Ruhe, Ergebung und milde Thränen auflöst? O! wie Mancher von denen, die euch, friedliche Schläfer, mit stolzer Verachtung ansahen, würde alle die Schätze mit denen er sich brüstet, gern hingeben, wenn er einst unter das Deckebette der Erde ein so ruhiges und friedliches Herz mitnehmen könnte als ihr.

Jener stolze Stadtbewohner, der euch ehemals kaum eines Blickes würdigte, sank mit einem Herzen, von Leidenschaft zerrissen, mit einem Ekel vor der Welt, deren Freudenbecher er bis zum Ueberdruß geleert, in die lange tiefe Nacht hinab. Ihr aber legtet euch, nach redlich vollbrachtem Tagewerk, unter den frommen Gebeten eurer Geliebten, mit einem Herzen, ohne Vorwurf, auf das letzte Lager, und erwartetet, gestärkt durch die Religion eurer Väter, mit heiliger Ergebung den entscheidenden Augenblick, wo eure reine Seele, von jenem unbekannten Wesen über den Sternen, zu weiterer Bestimmung abgerufen ward!

Sebald zeigte mir das Grab seines Vaters, und das „w o h l v e r d i e n t g e w e s e n e r," das auf dem Leichensteine stand, kann unmöglich, auf dem Grabe eines armen Schulmeisters, zu den Prahlereien und Schmeicheleien gezählt

werden, mit denen die marmornen Denkmäler unsrer Stadtkirchen überhäuft sind. Mit der innigen Rührung, die uns an dem Grabe jedes guten Menschen ergreift, und die, mehr durch einfältig fromme Worte, als durch gesuchte epigrammatische Denkschriften erregt wird, las ich die Schrift auf dem Leichenstein, und gewann dadurch augenscheinlich in der Achtung des guten Sebalds, der mit thränenden Augen neben mir stand, und es für eine Ehre hielt, die ich seinem Vater in der Erde erzeigte.

Wir traten endlich in seine Wohnung. Ein altes Mütterchen, mit einer Pudelmütze auf dem Kopfe und einer Brille auf der Nase, saß am Fenster, und nähete; es war seine Mutter. In der Stube sah es ärmlich aus, aber Ordnung und Reinlichkeit, diese Pracht der Armuth war überall zu finden.

Nachdem die ersten etwas langweiligen, Complimente wegen des Niedersetzens u. s. w. vorbei waren, rückte ich der Hauptsache näher, und fragte, warum er nicht heirathen wollte? Er erzählte mir nun weitläuftig, daß der spärliche Gehalt wohl bei seinem Vater in den wohlfeilen Zeiten zugereicht habe, eine Familie zu erhalten, und daß er wohl auch bei ihm zureichen würde, wenn er, setzte er stotternd hinzu, der Person, der er sein Herz geschenkt habe, zumuthen wolle, mit so Wenigem vorlieb zu nehmen.

„Aber, sollte denn der Rittmeister, entgegnete „ich ihm, sich nicht zu einer beträchtlichen Zu„lage verstehen, zumal wenn er hörte, das Sus„chen...?“

„Ach! lieber Herr, fiel der Cantor ein, „also haben Sie sie doch erkannt? — Ja! sie „ist es; ehe ich diese vortreffliche Person kennen „lernte, da war ich immer unzufrieden, und „wenn die Sonne früh aufgieng, so trieb michs „fort in die Welt, und ich dachte, du mußt noch „weit, weit gehen, ehe du Ruhe finden wirst! „— und wenn sie Abends untergieng, so sah ich „ihr mit nassen Augen nach, und beweinte mein „Schicksal, daß ich immer an einer Stelle blei„ben mußte, wo mirs so wenig gefiel. Aber, „mein werthester Herr! da vor zwei Jahren die „gnädigen Herrschaften hierher zogen, da ward „es ganz anders mit mir. Mamsell Suschen „nickte mir so freundlich zu, wenn sie mir begegnete, „und ich sprach so gern mit ihr, und ich faßte so eine „Liebe und Zutrauen zu ihrem guten Herzen, „daß ich gewünscht hätte, es sei in der ganzen „Welt weiter kein Mensch, als ich und Mamsell „Suschen.“

„Ja!“ sagte die alte Mutter, „aber doch „kann er es nicht übers Herz bringen, mit dem „gnädigen Herrn darüber zu reden; da war sein „Vater, Gott hab' ihn selig! ein anderer Mann, „er hatte nur ein Mal mit mir geredet, da er „vom Abendläuten nach Hause kam, und gleich

„gieng er zu meinem Vater, der war Schulze „im Dorfe, und sagte: Guten Abend! Nachbar. . . .“

„O liebe Mütter!“ fiel ihr Sebald bittend ins Wort, „laßt mich nur mit dem Herrn da „sprechen,“ und die Alte brummte für sich und schwieg.

„Aber Suschen weiß es doch,“ fuhr ich fort, „daß Sie Willens sind, sie zu heirathen?“

„Ach ja!“ erwiederte der Cantor, „sie weiß „es. Es wird nun bald ein Jahr seyn, daß sie „es weiß, sagen konnte ich es nicht, ich hatte „es wohl mehrmals auf der Zunge, aber dann „klopfte mir jedes Mal das Herz so gewaltig, „daß ich es immer auf eine andere Gelegenheit „verschob. Aber endlich, da mich die Mutter „so trieb, da setzte ich mich hin, und schrieb ihr „alles haarklein, wie es in meinem Herzen war. „Ich trug den Brief wohl acht Tage in meiner „Tasche, und hatte nicht den Muth, ihn so gerade hinzugeben; aber endlich, es war am dritten „Posttrinitatis im vorigen Sommer, da kam „Mamsell Suschen mit dem jüngsten Fräulein „Abends auf den Kirchhof, und ich zog meinen „Brief aus der Tasche, und besah ihn lange, „und das Herz schlug mir so ängstlich, daß ich ihn „gewiß nicht übergeben hätte, aber die Mutter „riß mir ihn aus der Hand, und trug ihn gerade zu hinaus. Ich ward blaß wie eine Leiche, „und wie die Mutter hinausgegangen war, sehen

„Sie, da konnte ich mich nicht halten, die hellen „Thränen stürzten mir aus den Augen, und ich „sank auf meine Knie, und betete leise; In allen „meinen Thaten!"

„Ja!" fuhr die Mutter fort, „und wie ich „herein kam, da hätt's Noth gethan, ich hätte „nun gleich Ja oder Nein gebracht, und er über= „legte nicht einmal, daß sie doch unmöglich den „Brief bei Abende hatte lesen können, und über= „dieß war er auch gewaltig lang, wie ein Kauf= „brief, und was mir nicht gefiel, weißt Du wohl, „Tobias! es stand sogar ein weltlich Liedchen „darin. Aber ich gab ihn ihr mit den Worten: „Da hier, Jungfer! da hat Sie einen Brief von „meinem Sohne; gehe Sie in Ihr Kämmerchen, „und überlege Sie es mit Gott. Es ist mein „Kind, das ich unter meinem Herzen getragen „habe. Sie wird's wohl mit ihm machen, daß „Sie seine Seele nicht auf Ihrem Gewissen hat."

„Ja, Mutter!" fiel der Cantor ein, „Ihr „war't weit besser und gefaßter, als ich, und „wie ich die ganze Nacht nicht hatte schlafen kön= „nen, und auch der andere Tag vergieng, ohne „daß ich Antwort bekam, da verwiest Ihr mich „auf Gott, der die Menschen zusammen führt, und „trennt. Aber (wendete er sich zu mir) wie ich „nun eine Antwort erhielt, und wie sie mir nun „endlich schrieb, daß sie mir auch so gut wäre, „wie ich ihr, und daß ich ihr der Liebste wäre „auf der ganzen weiten Erde, ach Herr! da war

„mir meine kleine Stube zu enge, und ich setzte „mich naus auf das Grab meines Vaters, und „sagte: O! nun weiß ich es, Du guter Vater! wa„rum Du immer hier bliebst, und Dich in Deiner „armseligen Wohnung, und bei dem Schweiße „Deines sauern Dienstes glücklicher fühltest, als „alle reiche und vornehme Menschen.

„Von dem Tage an, lieber Herr, war ich „fleißiger und ordentlicher, und rechnete immer „auf die Zeit, wenn ich Suschen in meine kleine „Wohnung einführen würde: aber leider! zieht es „sich in die Länge, denn Suschen hat der gnä„digen Frau versprochen, noch ehe sie mich er„kannt hat, sie nicht eher zu verlassen, als bis „die kleinen Kinder würden herauf gewachsen seyn; „und daher getraut sie sich nicht, mit der gnädigen „Herrschaft darüber zu sprechen."

Der gute Mensch war so froh, wie er mir sein Herz ausgeschüttert hatte, daß er mich gar nicht von sich lassen wollte. Aber es ward Abend und ich mußte wieder auf das Schloß zurückeilen.

Bewunderst Du nicht die Beredsamkeit der Liebe, mein lieber Heinrich? Hättest Du es wohl dem stillen Sebald zugetraut, daß er in so ein oratorisches Feuer ausbrechen könnte? O wahrlich! es giebt nur eine Federkraft, welche die Menschen über die Welt und ihr Schicksal emporhebt, — die Liebe! Nicht genug, daß sie uns das Daseyn gab; sie bildet es auch aus, sie baut uns eine

Hütte und schmückt sie mit unverwelklichen Kränzen; sie bindet die Kraft des Starken, sie erhöht den Muth des Schwachen, damit Gleichheit in ihrem Gebiete wohne, und Ruhe und Frieden die Herzen beselige, welche sie beherrscht.

Das waren so ungefähr die Gedanken, die mich auf meinem Rückwege begleiteten. Schon wollte ich mich wieder in die Dorfgasse hinein wenden, als ich den Rittmeister zwischen den Saatfeldern gehen sah. Er gieng langsam, stand oft still und übersah die Felder, oder beschnitt ein Bäumchen, das am Raine stand. Ich hatte ihn bald eingeholt. Mit seiner gewöhnlichen, immer heitern Miene, nahm er mich untern Arm, und unterhielt mich mit der Verbesserungen, die er nach und nach auf seinen Gütern eingeführt hatte.

Ich glaube nicht, daß es so leicht etwas giebt, was mehr Abwechselung und Interesse in das Leben der Menschen bringt, als Landwirthschaft. Dem Oekonomen ist jeder Halm, jede Pflanze, die auf seiner Erde wächst, ein Bekannter; ihm ist jeder Baum ein Kind seiner Pflege, und jede Saat ein Werk seiner Hände. Zunächst für ihn gießt die Sonne ihre erwärmenden Strahlen über die Welt aus, für ihn träufeln die Wolken ihren Regen, und für ihn senkt sich der Thau auf die Wiesen herab. Er ist der Gärtner im schönen Garten der Erde.

Der Rittmeister lächelte über das Lob, das ich der Landwirthschaft vor allen Beschäftigungen des Lebens gab; nur schien es ihm unbegreiflich, wie ein Stadtbewohner mit solchem Enthusiasmus die Vorzüge des Landlebens anerkennen konnte. „Herr“ sagte er, „Ich bin viel in der „Welt herum geworfen worden, das Glück hat „mich zum Ball seiner Launen gemacht, es gieng „mir wohl, und ich war unzufrieden; es gieng „mir übel, und ich wollte verzweifeln. Glücklich, „das heißt, ruhig wurde ich erst dann, da ich „ein Weib fand, das mich liebte, und Kinder be„kam, die ich an mein Herz drücken konnte. Nun „hatte ich erst einen festen Punkt, von welchem „aus ich mir die Welt besah; und da kam sie „mir zwar noch immer närrisch genug, aber doch „weit besser vor, als vorher. Und wenn ich dem „Landleben eine Standrede halten wollte, so würde „ich das besonders zu seinem Lobe anführen, daß es „den Menschen, der immer obennaus will, an einer „Stelle hält, und ihn zwingt, ruhig zu seyn und „friedlich zu leben mit Weib und Kind in eigner „Hütte, und sich zu nähren von dem Schweiße „seines Tagewerks!“

„O sicher!“ erwiederte ich, „ist die Beschrän„kung der Freiheit...“

„Ach was Freiheit?“ fiel der Rittmeister ein, „das ist Kakelei, für die meisten Menschen „nur ein leeres Wort, und für sehr viele ein „spitziger Dolch in der Hand eines Kindes. Das

„verfluchte Wort hat mich lahm gemacht, und „so mags wohl vielen ergangen seyn. Wenn „ich meine Fohlen auf der Wiese nicht koppelte, „sondern herum springen ließe, wie sie wollten, „so glaube ich wohl, daß ich unter hunderten „einmal einen guten Springer kriegen würde, aber „neun und neunzig würden sich wohl die Knochen „lahm machen.“

Einem Oekonom wirst Du das Gleichniß so hingehen lassen, und willst Du es in ein anderes verwandeln, das etwas angemessener ist, und nicht so hart klingt, so wirst Du, glaube ich, in der Hauptsache Recht geben müssen. Ich benutzte die Stimmung des Rittmeisters, und entdeckte ihm so vorsichtig, als möglich, die Herzensangelegenheit des Cantors.

„Wie! — was! —“ fuhr er auf, „Blitz „nocheinmal! wer hätte das dem Schleicher ange„sehen? Ei, sieh doch! unser Suschen — Nun „nun! sein Geschmack ist nicht so übel. Ich habe „mein Lebstage geglaubt, der Mensch hat weiter „nichts im Kopfe, als Noten und Orgelpfeifen. „Nun! — meintwegen, ich will geheimen Rath „halten mit meiner Hausehre, und will die, „wie ich, so kann er sein Suschen zur Cantorin „machen, wenn er will.“

Ganz wider mein Erwarten sah ich, daß die Entdeckung dem Rittmeister Freude machte, denn er eilte mit starken Schritten nach Hause, um diesen wichtigen Vorfall (auf dem Lande ist jede kleine

Veränderung wichtig) mit seiner Frau im geheimen Cabinet zu überlegen.

Ich wollte die Berathschlagung nicht stören, und ging daher in den Garten. Eben bog ich in eine Laube ein, welche die Abendsonne mit ihren letzten Strahlen beschien, als ich die Heldin des Schäferromans, das freundliche Suschen, erblickte. Sie saß zwar mit einem Strickstrumpfe, dem gewöhnlichen Aushängeschilde der weiblichen Thätigkeit, da, aber ihre nassen Augen bewiesen genug, daß ihre Gedanken andere Beschäftigungen gehabt hatten. „Ei wie, liebes „Suschen!“ sagte ich, „Thränen in den Augen „einer Braut sind eine seltne Erscheinuag.“

Sie sah mich verwundert an; aber ich ließ mich nicht irre machen, sondern fuhr fort: „Wis„sen Sie wohl, saß wir Stadtleute sehr hell se„hen, wenn es darauf ankommt, eine Braut zu „entdecken?“

„Ob die Herren aus der Stadt so scharf„sichtig sind,“ erwiederte sie, „weiß ich nicht; „aber daß sie gern spotten, hat man mir oft „gesagt.“

„Kann man auch über ein thränendes Auge „spotten?“

„Man sollte freilich nicht. Aber wird nicht „jedes nasse Auge gezwungen, die Blicke der Men„schen zu fliehen, und in der Einsamkeit seinen „Schmerz auszuweinen? Ach! wenn die reichen „und unabhängigen Menschen wüßten, was die

„Armen drückt und quält, die von ihnen abhängen, „und sie bedienen, sie würden dann sanfter mit „ihnen umgehen.“

„Ich glaubte, daß Ihre Herrschaft...“

„O meine Herrschaft ist gut, besser wie viele „andere. Aber glauben nicht alle, daß wir ihnen „um unsern spärlichen Lohn alle menschliche Empfindungen verkauft haben, und daß unser Herz „kein anderes Glück kennen darf, als höchstens „die Schonung, mit der sie uns behandeln, und die „gnädigen Blicke, die sie uns dann und wann „schenken.

Ich wollte das Gespräch weiter fortführen, aber sie brach plötzlich ab. „Mißbrauchen Sie „die Aeußerungen nicht,“ sagte sie, „die Sie „einem unglücklichen Mädchen in einem Augenblicke abgelockt haben, wo es ihr nicht unmög„lich war, sich zu verstellen; —“ und entfernte sich.

Unglücklich? sprach ich zu mir selbst. Und warum ist sie denn unglücklich? — Weil sie liebt? — Ist es nicht gut, daß die Liebe, ehe sie am Ziele ihrer Wünsche ist, in unserm Herzen nur Sehnsucht und Kummer erweckt? Würde sich wohl die Geliebte mit solchem freudigen Entzücken in die Arme des Geliebten werfen, wenn die Welt noch andere Freuden für sie hätte, als Ihn? wenn sie noch eine andere Seligkeit wüßte, als die in seinen Armen? —

Aber sie ist doch unglücklich! fuhr ich fort, denn auf der ganzen Welt ist kein Wesen, dem sie ihr Herz mit seinen bescheidenen Wünschen und seinen stillen Hoffnuugen ausschütten kann; sie ist zum Dienen geboren, Gehorchen ist ihre Pflicht, und man macht es ihr zum Verbrechen, daß sie nur der Liebe dienen, nur dem Geliebten gehorchen will!

Erkläre mir das Räthsel, mein lieber Heinrich! warum die Menschen auf das Ferne wirken wollen, und das Nahe übersehen, auf das Ganze einen Einfluß haben wollen, den sie doch schwerlich erlangen, und das Einzelne nicht achten, worauf ihnen der Einfluß gewiß ist. Wie Manchen habe ich gekannt, der Staatsverfassungen verbessern, und die zerrütteten Finanzen ganzer Länder wieder in Ordnung bringen wollte, aber, daß in seiner eigenen verkehrten Haushaltung alles drunter und drüber gieng, und daß seinen eigenen Finanzen ein naher Bankerot bevorstand, das wollte er weder sehen, noch bessern. So spricht auch Mancher von Cultur und Aufklärung, mit einem Eifer, als wollte er ein Weltreformator werden, während daß in seinem eigenem Hause ein uncultivirtes Weib den Herrn spielt, und ein Dummkopf seine Kinder unterrichtet. So bietet Mancher alle Beredsamkeit auf, um die Sklaven der Goldküste von ihren Fesseln zu befreien; ach! und der Unglückliche, der ihn selbst bedient, leidet unter seiner Härte mehr, als jene unter den

barbarischen Prügeln ihrer Aufseher. Würde nicht Aufklärung, Cultur und Freiheit zugleich besser gedeihen, wenn Jeder seinen Familienkreis zu dem cultivirtesten und aufgeklärtesten machte?

Wir haben einsehen gelernt, daß wir den Lehrern unsrer Kinder Dankbarkeit, und daher eine humane Behandlung schuldig sind; aber die Uebrigen, die uns umgeben, die uns durch ihre Dienste Bequemlichkeit, durch ihre unendlichen Aufopferungen ein angenehmes Leben verschaffen, denen wir einen großen Theil unserer physischen Erziehung zu verdanken haben, die übersehen wir noch ganz. Das Schicksal hat ihnen Armuth zur Gefährtin ihres Lebens gegeben, die Convenienz hat ihnen ihre Freiheit genommen, ach! und wir können sie noch lieblos behandeln? — Gehe das Leben eines solchen Unglücklichen durch, alles wird ihm zum Fluch, was andern zum Segen wird; ein Herz voll Empfindung deckt ihm das Elend seiner Lage auf, ein Geist, voll Kraft und Muth, treibt ihn zu dem gefährlichen Wagestücke, das zu erobern, was andern der Zufall gab, und führt ihn nicht selten zum Zuchthause oder aufs Schaffot.

Ich saß immer noch in der Laube, in der mich Suschen verlassen hatte, und die finstern Bilder, die vor meiner Seele vorüber gegangen waren, hatten meine Augen mit Thränen gefüllt.

„Was Teufel! was hängen sie denn den „Kopf?“ rief der Rittmeister, und hinkte, so schnell er konnte, auf mich zu. „Ich laufe hier „im Garten herum, und schieße mit dem Maule „Victoria! so viel ich kann, aber da hört kein „Mensch!“

„Also wird der Cantor…“

„Erst einen derben Text von meiner Frau „gelesen bekommen, und dann Suschen oden „drein, damit er wieder gut wird. Das weiß „der Henker, wie die Weiber sind! Das lärmt „das tobt, das findet an Andern alles zu tadeln, „und macht doch selbst dumme Streiche! Bin ich „nicht, wie ich Lieutenant war, vor den Fenstern „meiner Frau herum geschlichen, wie ein Dieb „in der Nacht? — Hat sie mich nicht selbst bald „dahin, bald dorthin bestellt, um mich allein zu „sprechen? Hat sie mir nicht am Ende das Ja„wort gegeben, ohne daß der selge Papa und die „selge Mamma auch nur ein Wort davon wußten? „— He? — Und jetzt macht sie dem armen „Narren, dem Sebald, ein Verbrechen daraus, „daß er nicht auf den Hof gekommen ist, und zu „ihr gesagt hat: „Erlauben Sie mir, gnädige „Frau! daß ich mich in Suschen verlieben darf.“ „Donner und's Wetter, ich habe ihr meine Mei„nung gesagt!“

„Und gesiegt?“ fragte ich.

„Was Teufel! ein alter Soldat, der den Sieg „so oft im Felde davon getragen hat, wird sich

„doch nicht in seinem eigenen Hause besiegen
„lassen?“

„Alter Freund!“ versetzte ich, „es ist noch eine
„große Frage, welcher Sieg schwerer zu erringen
„ist!“

Wir giengen ins Schloß zurück. Die gnädige Frau schien etwas verlegen, und ward es noch mehr, als der Rittmeister sagte: „Nun Lieschen!
„der Freiwerber und ich, wir wären nun da!
„Ich dächte, Du ließest auch die Brautleute kom=
„men! —“

„Aber, mein Gott! warum denn so schnell, so
„übereilt?“

„Donner und's Wetter! Lieschen, warum
„wollen wirs denn auf die lange Bank schieben?
„— Wenn man zu einem Paar Verliebten sagt,
„ihr sollt Euch heirathen, so ists ja; als ob man
„ihnen das Himmelreich geschenkt hätte! Warum
„soll man sie denn auf die Freude erst so lange
„warten lassen? Weißt Du denn nicht mehr,
„Lieschen! wie ich noch Lieutnant war, und Du
„warst ...“

„O lieber Mann! beschäme mich nicht.“

„Den Teufel auch! da hat sich's was zu
„schämen! Wer das Herz auf dem rechten Fleck
„hat, der hat auch in seinem Leben einmal ein
„ehrliches Mädchen geliebt; und da ist er nicht
„so keck und zierlich zu ihr gegangen wie ein
„Hochzeitbitter, sondern er hats auch so ge=

„macht, wie ich als Lieutenant, nnd wie der Can„tor Sebald!“

„Nun ja doch, ja doch, lieber Mann! aber „es ist nur vor den Leuten um des Beispiels „wegen.“

„Nun meintwegen! mach’ es, wie die „Pfaffen, ließ dem Sebald eine Moral, wo„von Du selbst kein Titelchen glaubst; aber „bilde Dir nur nicht ein, daß sich deßwegen nun „Jeder an Dich wenden wird, der einem hüb„schen Mädchen zu tief in die Augen gesehen „hat.“

Sie schwieg. Suschen trat herein; es herrschte eine allgemeine Stille. Endlich sprach der Rittmeister: „Suschen! hole mir einmal „den Cantor herüber. Er soll uns was vor„klimpern, bis wir zu Tische gehen.“ Suschen warf einen ängstlichen Blick auf mich, und entfernte sich.

Es währte nicht lange, so sahen wir Beide über den Hof herkommen. Die gnädige Frau verwendete kein Auge von ihrem Strickstrumpfe; der Rittmeister blies in starken Zügen den Tobaksrauch von sich; ich saß auf dem Sofa, und sah die Frau Rittmeisterin an, wie man im letzten Verse des Liedes den Prediger ansieht, von dem man eine langweilige Predigt erwartet.

Sebald trat herein, machte eine tiefe, etwas verlegene Verbeugung, und gieng nach dem

Klaviere. Suschen brachte Lichter, und wollte wieder gehen.

„Heda!“ rief der Rittmeister, „bleib hier, „und stelle Dich neben den Cantor, Ihr sollt „Beide Eure Leviten bekommen! Nun, Lies-„chen! —“

Man sah es der Rittmeisterin an, daß sie ärgerlich war. Sebald stand wie vor dem jüngsten Gerichte; Suschen war feuerroth.

Endlich warf sich die gnädige Frau in die Brust: „Mein lieber Cantor! Er will ein Lehrer „der Jugend seyn, Sein Leben soll Andern zum „Beispiele dienen, und Er vergeht sich so weit, „daß Er schon seit Jahr und Tag eine geheime „Liebesgeschichte unterhält, und zwar mit den „Domestiken Seiner Herrschaft. Ich habe Ihn „für einen frommen ordentlichen Menschen gehal-„ten, und bin erstaunt, daß ich so etwas von Ihm „hören mußte.“

„Ach! meine Gnädige Frau, mir fehlte der „Muth zu sprechen.“

„Ei seht doch! der Muth zu sprechen! Wenn „Er Schule hält, kann Er laut genug reden; — „und hat Er Muth, den Kindern gute Lehren zu „geben, so muß Er auch Muth haben, sie selbst „zu befolgen.“

„Ach! Eure Gnaden, wenn man vor den „Schulkindern steht, da hat man wohl Herz ge-„nug, frei heraus zu sprechen; aber wenn man

„mit großen und vornehmen Leuten reden soll, da „hält man sich selbst für ein Schulkind."

„Er ist ein alberner Thor; aber Ihm will „ich es noch eher verzeihen, als Seiner saubern „Geliebten. Siehe einmal, Suschen! muß ich „das an Dir erleben, daß Du hinter meinem Rük- „ken Liebesverständnisse unterhältst? Muß ich erst „von fremden Menschen erfahren..."

„Gnädige Frau! Ich habe Ihnen viele „Jahre treu gedient, Ihre Kinder sind unter „meiner Pflege stark und schön heraufgewachsen, „ich habe Sie geachtet und geehrt, wie ich es „einer so guten Herrschaft schuldig war; aber ach! „das Zutrauen, das zu einer solchen Entdeckung „gehört, das hatte ich nicht, das konnte ich nicht „haben."

„So? immer besser! Sie rückt mir wohl „am Ende gar Ihre Dienste vor? Sie meint wohl „gar..."

„Donner und's Wetter! über den Schnack," fuhr der Rittmeister auf, „nun bin ichs satt. „Mein lieber Cantor! Er hats gemacht, wie „ich, als Lieutenant; und Du, Suschen! gehst „auf dem nämlichen Wege in den heiligen Ehe- „stand, auf dem alle Mädchen gehen, die aus „Liebe heirathen; und die Heilige, die Dir jetzt „eine so lange Strafpredigt gehalten hat, hats „nicht besser gemacht, wie Du. Ist das nicht „ein verdammtes Wischiwaschi! — Wenn mei- „ne Leute ehrlich, treu und fleißig sind, damit

„pasta! Nach ihrem Glauben und ihrer Liebe „habe ich nichts zu fragen! und wer bloß Gott „im Herzen trägt, und nicht auch einen Men= „schen dabei, mit dem mag ich gar nichts zu thun „haben!“

„Lieber Mann! sei doch nur ruhig, ich habe „ja nichts dagegen.“

„Den Henker auch! das weiß ich wohl. „Aber ich kann nur nicht leiden, daß man „die Menschen erst quält, ehe man ihnen „Gutes thun will, erst Galle verschlucken läßt, „ehe man ihnen ein gutes Gericht auf= „tischt!“

„Euer Gnaden wollen also wirklich die hohe „Gnade haben,“ sagte der Cantor, und griff de= müthig nach dem Rockschoos des Rittmeisters.

„Bleibe Er mir mit Seinen Complimenten „vom Halse, hört Er? Er ist ein ehrlicher, ver= „ständiger Mensch, und Suschen ist ein liebes „herziges Mädchen.“

„Ach ja! das ist sie!“

„Nun sieht Er, darum kann Er mir dreist „unter die Augen treten, und mit fester Stimme „sagen: Ich liebe sie, und sie will mein Weib „werden. — Du, Suschen! hast mir meine Kin= „der aufgezogen, und hast immer frohen Muth „gehabt, wenn der Himmel in meinem Hause „voll Wetterwolken gewesen ist, dafür bin ich „Dein Schuldner, so lange ich lebe. Sieh mich „als Deinen Vater an! Deine Ausstattung über=

„nehme ich, und den Gehalt, den Du bisher be-
„kamst, soll Dein künftiger Mann, als Zulage,
„bekommen." —

Da stürzte sich Suschen auf die Knie, und ergriff seine rechte Hand, und Sebald faßte zitternd vor Freude seine linke, und sprach mit thränenden Augen:

„O gnädiger Herr! Sie haben zwei Menschen
„höchst glücklich gemacht."

Der Rittmeister war bewegt, er legte feierlich ihre Hände zusammen:

„Nun so schließt denn mit einander den Bund
„zur langen Reise, und helft und tragt einer den
„andern mit Liebe und Sanftmuth! Die Welt
„gebe Euch Frieden, und der Himmel ein fröhli-
„ches Herz!"

„Wohlthäter! Freund! Vater!" stammelten die glücklichen Menschen.

Ich eilte hinaus in den Garten, um meinen Thränen freien Lauf zu lassen. Sebald kam mir nach, und sagte, indem er meine Hand an seine Brust drückte:

„Gott segne Sie für das, was Sie an mir
„gethan haben; er lasse Sie auch ein Herz fin-
„den, das Sie liebt, eine Freundin, die Ihr
„Leben verschönert, und mache Sie so glücklich,
„wie er mich gemacht hat!"

„Amen, Amen! Du ehrlicher Sebald! —"

Heinrich! Es giebt nur einen Augenblick im ganzen Leben, um den uns selbst die Engel beneiden; es ist der, wenn ein liebendes Herz zu dem andern sagt: Ich habe Dich gefunden, und Du bist mein; ich war ein Fremdling auf der Erde, seit ich Dich habe, bin ich einheimisch geworden; ich grollte mit Gott, der Welt und meinem Schicksale, Du hast mich ausgesöhnt mit allen, Du bist mein Himmel, meine Welt und mein Glück!

Heinrich, Du hast gefunden, und ich suche noch! Wenn Dein holdes Weib auf Deinem Schoose sitzt, wenn die Engelsgestalten Deiner Kinder um Dich spielen, Heinrich! dann nenne meinen Namen im Kreise Deiner Geliebten, und wünsche mir, daß ich finden möge, wie Du!

Lebe wohl.

III.

Adelheid von Montmorency.

Eine romantische Skizze aus der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts.

Die Familie Montmorency war während der Minderjährigkeit Carls IX auf den höchsten Gipfel ihres Ansehns gestiegen. Ein Montmorency bekleidete die Würde eines Connetabels von Frankreich, die höchste, die je ein monarchischer Staat ertheilte; alle Truppen standen unter seinem Commando, seine Befehle galten der Armee eben so viel, wo nicht mehr, als die Befehle des Königs, und sein Einfluß bei Hofe war eben dadurch der bedeutendste.

Als der König von Navarra der Königin Mutter, jener berüchtigten Katharina von Medicis: deren Namen die Geschichte nur mit Widerwillen ausspricht, den vorüber gehenden Glanz der Regentschaft streitig machte, so war es eben dieser Montmorency, der mit dem Herzog von Guise und dem Marschall von Saint-Andre das Triumvirat bildete, welches Frankreich beherrschte, und seinen Boden mit dem Blute eines bürgerlichen Krieges befleckte.

Alle Kräfte der damaligen Zeitperiode waren auf Untersuchung und Vertheidigung metaphysischer Träumereien gerichtet, die man mit dem ehrwürdigen Namen Religion belegte, die das Volk zu einem fanatischen Eifer entflammten, und den intriguenvollen Ehrgeitz der Vornehmen hinter eine heilige Decke verbargen.

Die Gelehrten — ewige Charlatane ihrer Zeiten — stritten mit der Feder über Dinge, die so abgeschmackt und albern waren, daß nur Gelehrte darüber streiten konnten. Das Volk, das mit blindem Glauben an jeder alten oder neuen Meinung hält, die ihm schmeichelt, und überdieß den Druck der geistlichen Hand eben so schwer fühlte, wie den Druck der weltlichen, theilte sich in Parteien und drohte die seichten Gründe ihrer Theologen mit den Waffen zu verfechten. Die Großen des Reichs untersuchten mit schlauer Besonnenheit, welche Partei stark genug sey, um mit ihrem Blute die Urkunde von der Größe und dem Einfluß ihres Oberhauptes zu unterschreiben.

Deutschland, die Niederlande und England waren der Hauptsitz der neu entstandenen Meinungen; dort waren ihre Erfolge bedeutend, dort hatten sich ganze Provinzen dem allgewaltigen und eisernen Joche der Clerisei entzogen, und drohten auch allmählich ihre politische Verfassung zu verändern. — Die Machthaber Europens sahen mit Zittern das neue Gestirn, Denk- und Gewissensfreiheit genannt, das sich in die alte Ordnung

der Dinge drängte, und sie zu untergraben schien; sie gaben sich vergebliche Mühe, die entgegen stehenden Parteien durch gütliche Maaßregeln zu vergleichen; sie stellten Disputationen der Gelehrten an, wo man viel schimpfte und wenig ausmachte; sie schrieben Kirchen- und Reichs-Versammlungen aus, auf welchen nichts entschieden wurde, als der Haß, den beide Parteien gegen einander hegten. Kurz, es entstand jene Crisis, welche ein ganzes Jahrhundert von Krieg und Blutvergießen über Europa brachte, und der Welt das erste Schauspiel eines allgemeinen Krieges wegen Meinungen gab.

Diese Gährung, an sich so verderblich, war in ihren Folgen eine der wohlthätigsten für das menschliche Geschlecht; sie entfesselte den Geist mehrerer Nationen von Europa und schuf die Denkfreiheit, die Mutter alles Edeln und Großen, das die Welt seit der Zeit sah.

Frankreich würde vielleicht den Gräueln des bürgerlichen Krieges entgangen seyn; aber die Regierung eines minderjährigen Königs, der wenig Hoffnung gab, daß er je majorenn werden würde, stand unter dem verderblichen Einfluß Philipps II. von Spanien und Catharinens von Medicis, dieser Geißeln der Menschheit. Hierzu kam der unruhige Muth so vieler kühnet und großer Männer der damaligen Zeit, die in der allgemeinen Parteisucht Gelegenheiten zu Thaten fanden, und das unglücklichen Vaterland ihrem Ehrgeitze aufopfer-

ten. Ein Guise und Montmorency standen einem Condé und Coligny gegenüber, und zwischen ihnen ein Weib, deren niedrige Seele vor jeder Größe neben ihr erschrack, die nur durch Intrigue ihre Erhaltung, durch Verbrechen ihre Sicherheit erkaufen konnte. Die Geschichte jener Periode stellt daher die Gemälde der erhabensten Thaten dicht neben die Schilderung der schändlichsten Verbrechen. Doch genug schon zur Bezeichnung der damaligen Zeit.

Laß uns von dem unruhigen Schauplatze jener Thaten und Verbrechen in das ruhige Stift von Nion eilen, wo Adelheid von Montmorency, die Nichte des Connetabels, den heitern Morgen ihrer Jugend genoß. Unbekannt mit den Unruhen, die ihr Vaterland zu verwüsten drohten, zufrieden mit einer Welt, die ihr reines und edles Herz nach sich maß, ohne Ahnung und Verlangen der eiteln Größe, an deren Begründung ihre Familie arbeitete, lebte sie unter der Aufsicht der frommen Aebtissin, der ihre Erziehung nach dem Tode ihrer Eltern anvertraut worden war. In ihrer frühsten Jugend war sie hieher gekommen, zwölf Jahre waren ihr in dieser glücklichen Verborgenheit verflossen, und sie stand eben jetzt in dem Alter, wo der Frühling des Lebens seine Blumen und Blätter entfaltet, und das Herz sich unbekannten Wünschen und leisen Ahnungen öffnet, als ihr Oheim beschloß, daß auch sie, die Unerfahrne, mit wirken sollte, um das Haus

Montmorency noch höher zu heben, oder wenigstens seinen jetzigen Einfluß zu befestigen.

Margaretha, die Schwester Cares XI., sollte in kurzem einen eigenen Hofstaat erhalten, der Connetabel ahnete die großen Plane *), welche Catharina von Medicis mit dieser Tochter hatte, und suchte eine der ersten Stellen an ihrem Hofstaate für seine Nichte zu erhalten, um auch da den Namen Montmorency geltend zu machen. Er schrieb an die Aebtissin, entdeckte ihr seine Absichten, und befahl seiner Adelheid, daß sie auf einige Zeit zu der Gräfin Ricourt, einer nahen Verwandten, gehen, und sich in der Gesellschaft dieser erfahrnen, in den Zirkeln des Hofs alt gewordenen Dame, zu ihrem Eintritte in die große Welt bereiten sollte.

Adelheid gehorchte mit Zittern dem Rufe, der sie ihrer schönen Einsamkeit entriß, und von der Wiege ihrer Kindheit trennte. Sie weinte fromme, dankbare Thränen an den Busen der Aebtissin, und diese zärtliche Mutter warnte sie vor den Verführungen der Welt, denen sie entgegen ging, beschwor sie, der Religion ihrer Väter treu zu bleiben, und mitten in den Umgebungen so vieler verstellter, glatter Menschen, immer ihr reines, frommes und kindliches Herz, als den kostbarsten Schatz, zu bewahren. Adelheid schloß diese heili-

*) Sie ward späterhin die Gemahlin Heinrichs, des Erbprinzen von Navarra. Wer kennt nicht ihr schauderhaftes Hochzeitfest?

gen Lehren tief in ihre Brust, und schied, begleitet von den Thränen ihrer Gespielinnen, und von den Segnungen ihrer mütterlichen Freundin.

Mit dem bangen Gefühle, das jeden ergreift, der von lieben Menschen sich trennt, und einer ungewissen Zukunft entgegen geht, sah Adelheid die Thürme des Stifts hinter dem Walde verschwinden. Es schien ihr, als ob ihr alles das, was sie in der Welt finden würde, diese Ruhe, diesen still heitern Frieden der Seele, diese Behaglichkeit nicht wieder geben könne, die sie in dem glücklichen Nion so ungestört genossen hatte. Der Schmerz des Abschieds war der erste, der ihr Herz erschütterte, der die ersten Thränen des Kummers aus ihren Augen preßte.

Es ward Abend. Die Ruhe der Natur gab auch ihr Beruhigung; die Religion, damals noch der Trost jedes bekümmerten Herzens stärkte sie mit Muth und Ergebung, ihre Schwermuth ergoß sich in stille Gebete. Da schoß ein funkelnder Stern gerade vor ihr herab, und sein brennendes Licht fiel in die Gegend nieder, der sie zueilte, — das fromme Mädchen hielt es für ein glückliches Zeichen, und ein leises: Ich danke dir! flog von ihren unschuldigen Lippen zu dem empor, der auf kummervolle Herzen mit Vaterliebe herab sieht.

Am andern Tage kam Adelheid auf dem Schlosse der Gräfin Ricourt an. Die schöne Lage dieses Schlosses, das vortheilhafte Aeußre der Gräfin,

die herzliche und liebevolle Aufnahme, — alles bewirkte, daß sich Adelheid in ihrer neuen Lage gefiel. Sie schrieb die Aufmerksamkeit, mit der man sie behandelte, die Schonung, mit der man alle die kleinen Fehler verdeckte, die sie zuweilen gegen die Convenienz beging, auf Rechnung der Liebe, die man gegen sie hegte, da sie es doch größtentheils der Achtung zu verdanken hatte, die man der Nichte des großen Montmorency schuldig zu seyn glaubte.

Wenige Wochen waren verflossen, und Adelheid vermißte in dieser herrlichen Gegend nicht mehr ihr kleines, mit Mauern umgebenes Klostergärtchen, in diesen prächtigen Zimmern nicht mehr das enge Stübchen, das sie zu Nion bewohnte. Ihre Sehnsucht flog zwar oft zu ihren Gespielinnen, ihre Dankbarkeit dachte täglich an die fromme Aebtissin aber diese Sehnsucht war nicht mehr von jenem Kummer, diese Dankbarkeit nicht mehr von Wehmuth begleitet, womit sie anfänglich an die verlassenen Freundinnen zurück dachte. Hierzu kam noch, daß sich im Hause der Gräfin ein Fräulein Brüsson als Gesellschafterin aufhielt, die beinahe von gleichem Alter mit Adelheid, und eines von den offnen, herzlichen Geschöpfen war, die sich leicht an andere anschließen, und, weil sie mit ihrem Vertrauen entgegen kommen, auch das Vertrauen des andern erwecken. Adelheid war schon am ersten Tage ihre Bekannte, am zweiten ihre Freundin, und kurz darauf ihre Vertraute.

Herzen, von der Welt noch nicht verdorben, von bittern Erfahrungen noch nicht gekränkt, geben sich so leicht jedem fremden weichen Herzen hin. Ach! dieses schöne Geschenk der Gottheit, dieser Brudersinn, den der Mensch zum Menschen in seiner Brust trägt, bringen wir ihn nicht alle aus dem Paradiese unsrer Kindheit in die rauhe kalte Welt hinein? und ist sein Verlust nicht der unersetzlichste, den wir erleiden?

Amalie von Brüsson kannte von der Welt noch weiter nichts, als was sie im Hause der Gräfin sah, und hier hatte sie nur Gelegenheit, sie von der bessern Seite kennen zu lernen; denn, ob die Gräfin gleich den größten Theil ihres Lebens in den glatten Zimmern des Hofs verlebt hatte, so hatte sie doch noch Energie des Geistes genug behalten, sich freiwillig dem geräuschvollen Prunk zu entziehen, um den Abend ihrer Tage mit Würde und Ruhe im Schooße der ländlichen Einsamkeit zuzubringen. Hier verflossen ihr die letzten Tage ihres Lebens in stiller Freude und Wohlthun, und sie bedauerte weiter nichts, als daß es nur die letzten waren, die ihr so verflossen. Ihr nächster Guts-Nachbar war der Baron Brüsson, ein Mann, den sein Herz eben so schätzbar machte, als seine Talente; seine Gesellschaft war der Gräfin die liebste, ihr verdankte sie eine Menge froher und lehrreicher Stunden, und theils aus Dankbarkeit, theils um ihn noch mehr an ihr Haus zu fesseln, hatte sie seine Tochter zu sich genommen und gab

ihr eine Erziehung, die ihr der Vater nicht geben konnte, der, nach der Sitte seiner Zeit, alles auf die Bildung seines einzigen Sohnes verwendete und nur ein sehr geringes Einkommen besaß.

Die tägliche Gesellschaft des Hauses bestand also, außer Adelheid und Amalien, aus dem Baron Brüsson, und einer alten Verwandten des verstorbenen Grafen, die man als ein Erbstück der Familie betrachtete, und aus dem Pater Joseph, dem Hauskapellan der Gräfin, der die Theologie nur als ein einträgliches Handwerk betrieb, aber die Astrologie — ein Lieblingsstudium der damaligen Zeit — über alles hochschätzte.

Zuweilen kam auch Anton, der Sohn des Barons, ein junger Mann von ohngefähr zwanzig Jahren, mit seinem Vater herüber. Anfänglich geschah es freilich selten, und nur um seine Schwester zu sehen; denn die Lebhaftigkeit des Jünglings gefiel sich nicht in den Zirkeln der alten Herren und Damen, die nur ihre Zeit lobten, die Gegenwart tadelten, und alles Schlimme von der Zukunft befürchteten. Seitdem aber die Gesellschaft im Hause der Gräfin einen so reitzenden Zuwachs erhalten hatte, so kam er öfter, ohne sich selbst die Ursache davon gestehen zu wollen; ja sogar die Blödigkeit, die ihn sonst von der Gesellschaft vornehmer Frauenzimmer zurück zog, verließ ihn, wenn er in Adelheids blaues, seelenvolles Auge blickte, und statt des Stolzen und Zurückschreckenden,

das er bei so vielen Damen von Standen gefunden hatte, nur Liebe, Güte und den Ausdruck einer weichen Seele sah.

Adelheid sah den Jüngling mit aller Unbefangenheit eines jugendlichen Herzens, und wenn sie ja etwas wärmern Antheil an ihm nahm, so geschah es deswegen, weil er der Bruder ihrer Freundin war, und vielleicht auch, weil die Gesellschaft eines liebenswürdigen jungen Mannes den Reitz der Neuheit für sie hatte. Als aber ein längerer Umgang ihn näher mit ihr bekannt machte, als sie gewahr ward, wie sein lebhafter Geist jedes Vergnügen zu erhöhen, jede Gesellschaft zu erheitern wußte, als sie die Liebe bemerkte, mit der er an seiner Schwester hing, die Achtung, mit der er seinem Vater begegnete, als sie die Bescheidenheit und Sanftmuth sah, die über sein ganzes Betragen verbreitet war; da fühlte sie mit jedem Tage mehr, das Anton ihrem Herzen theuer war. Sie suchte ihn, ohne es zu wollen; ein unbehagliches Gefühl begleitete sie, wenn sie ihn fern wußte, und die Freude strahlte aus ihrem Augen, wenn sie von weitem die Staubwolken sah, die der flüchtige Huf seines Rosses empor warf.

Die Leute aus der großen Welt irren sich in nichts so sehr, als wenn sie die Empfindungen der unverdorbenen Natur zu berechnen glauben. Sie, die jede Intrigue verstehen, jede noch so künstliche Maske errathen, die mit feiner Behuthsamkeit

alles zu lenken glauben, standen schon oft mit Beschämung und getäuschter Erwartung vor einem glühenden, enthusiastischen Herzen, das, von einer mächtigen Leidenschaft beseelt, alle Verhältnisse vergaß, alle Hindernisse verachtete, die sich zwischen dasselbe und den Gegenstand seiner Wünsche warfen. —

Die Gräfin war scharfsichtig genug, das Intresse zu bemerken, das sich zwischen Anton und Adelheid entspann; aber weit entfernt, diesen Umgang für gefährlich zu halten und einzuschränken, freute sie sich vielmehr darüber, und gab absichtlich Gelegenheiten, ihn noch ungestörter fortzusetzen. Eine Herzens-Angelegenheit — glaubte sie — würde für die Bildung ihrer Adelheid von bedeutendem Nutzen seyn, und ihr jenes gefällige Aeußere, jene Feinheit der Empfindung geben, die mehr das Werk der Natur als der Erziehung ist. Sie dachte, es verstünde sich von selbst, daß Anton nie im Ernste daran denken könnte, seine Augen bis zu einer Montmorency zu erheben. Lächerlich! Liebe ist ein Kind der Natur, in ihrem Gebiete herrscht Gleichheit, sie zerbricht die Ketten der Convenienz, und der Unterschied der Stände ist ihr fremd! Anton sah in Adelheid nur das Mädchen, das er liebte; was kümmerte es ihn, daß Frankreich vor ihrem Oheim zitterte? Sie liebte ihn, und diese Gewißheit würde ihm Muth gegeben haben, den Kampf mit einer Welt zu wagen, wenn es ihren Besitz gegolten hätte. Adelheid bemerkte, daß die Gräfin ihren Umgang mit An-

ton billigte, alle ihre Zweifel verschwanden, sie gab sich einer Leidenschaft hin, die den Beifall ihrer Familie zu haben schien, und die ihr Herz zu einem Glücke empor hob, dessen Möglichkeit sie nie geahnet hatte.

Der Pater Joseph, ungeachtet er alle Nächte in den Sternen las, hielt es doch auch der Mühe werth, sein Augenmerk auf das zu richten, was am Tage um und neben ihm vorging. Die häufigen Besuche Antons waren ihm verdächtig. Er konnte weder den Baron noch seinen Sohn leiden, weil man beide nicht ohne Grund in dem Verdacht hatte, daß sie im Stillen der protestantischen Lehre anhingen, und da der ehrliche Hauskapellan die alte Religion liebte, weil sie ihm Brod gab, und die neue haßte, weil sie ihn mit dem Verluste seines Dienstes bedrohte, so hatte er schon seit einiger Zeit Versuche gemacht, die Gräfin von der Familie Brüsson abzuziehen. Jetzt verdoppelte er seine Wachsamkeit, er warnte die Gräfin laut, er machte sie auf die Leidenschaft aufmerksam, die unter ihren Augen empor wuchs, er beschwor sie, den Ketzern ihr Haus zu verschließen, und Adelheid vor dem verführerischen Gifte des Calvinism zu sichern. Unzeitiger Eifer! Die Gräfin lachte über seine Bedenklichkeiten, spottete über seine Warnungen, und im Vertrauen auf die Allgewalt ihres Willens, der noch keinen Plan aufgegeben hatte, setzte sie den vertrauten Umgang mit der Familie Brüsson fort, und erlaubte Anton täglich ihr Haus zu besuchen.

Ach aber der unglückliche Augenblick nahte sich doch, der das Glück der Liebenden untergrub! Der Parteigeist griff in Frankreich mit jedem Tage weiter um sich, er mischte seine mürrische Laune in das süße Band der Liebe, seine Bitterkeit in die Freundschaft seinen Argwohn in das Vertrauen, er machte die Zirkel der Frölichen verdächtig, und entflammte den Fanatism zu Verfolgung, bis endlich die Flamme des bürgerlichen Kriegs ausbrach.

Wir sind genöthigt, einen Blick auf die Geschichte der damaligen Zeit zu werfen.

Catharina von Medicis, um sich ein Gegengewicht gegen das steigende Ansehen des Triumvirats zu verschaffen, fing an, die Calvinisten zu begünstigen, trat mit dem Admiral Coligny, dem Chef derselben, in Unterhandlungen, und ließ plötzlich ein Edikt bekannt machen, in welchem verboten ward, sie wegen ihrer Religion zu beunruhigen. Die Calvinisten vermehrten sich mit jedem Tage. Die Begünstigung der einen Partei machte die Widersetzlichkeit der andern hartnäckiger, ihren Haß unversöhnlicher. Um, wo möglich, eine Vereinigung zu bewirken, hielt man Conferenzen, die unter dem Namen des Religionsgesprächs von Poisi bekannt sind, und ungeachtet diese nicht zum Vortheile der Protestanten ausfielen, so hatte man doch von Seiten des Hofs eine Mäßigung dabei gezeigt, welche die Protestanten so dreist machte, daß sie überall ihre

Meinungen ausbreiteten, und in kurzer Zeit einen Anhang gewannen, der den Hof in Furcht setzte, und ihn nöthigte, seiner eignen Sicherheit wegen, ihnen öffentliche und freie Ausübung ihrer Religion zu erlauben.

Philipp II. verfolgte die neuen Meinungen, weil sie ihn hinderten, die Niederlande zu unterjochen. Mit Unwillen sah er die Fortschritte, die sie in seiner Nachbarschaft gewannen, das Triumvirat ließ sich mit ihm in geheime Unterhandlungen ein, eine spanische Armee rückte zur Vertheidigung der katholischen Religion in das Königreich, französische Soldaten schlossen sich an die Reihen der spanischen Söldner, und das Bürgerblut floß.

Der Baron Brüsson war, aus Ueberzeugung des Bessern, schon längst der neuen Lehre zugethan gewesen. Sein Aufenthalt am Hofe des Königs von Navarra hatte ihm die Bekanntschaft des großen Conde verschafft, und er ahnete die wohlthätigen Plane, die dieser erhabne Held für das Glück seines Vaterlandes entworfen hatte. Im Aeussern hatte Brüsson die Gebräuche der herrschenden Kirche befolgt, um sich unnöthigen Verfolgungen zu entziehen, aber mit Ungeduld erwartete er den Augenblick, wo er sich öffentlich für eine Lehre erklären konnte, von der er hoffte, daß sie dem ganzen Europa eine veränderte und bessere Gestalt geben würde.

Als nach den Conferenzen von Poisi den Calvinisten freie Religionsübung zugestanden wur=

de, so glaubte er nicht mehr nöthig zu haben, seine Gesinnungen mit dem Schleier des Geheimnisses zu verbergen; — er bekannte sich öffentlich als einen Anhänger der calvinischen Lehrsätze.

Die Gräfin Ricourt hatte mit allen Hofleuten das gemein, daß sie einen Widerwillen gegen alles hegte, was sich schnell und aus eigner Kraft entschied. Brüssons Grundsätze waren ihr längst bekannt; aber daß er so schnell damit hervor trat, daß er sich, ohne auf die Verhältnisse und Formen des bürgerlichen Lebens Rücksicht zu nehmen, so geradezu der Partei des Hofes, zu der sie sich auch zählte, gegenüber stellte, das mißfiel ihr, und sie zeigte ihr Mißfallen durch ein kälteres Betragen. Brüssons Besuche wurden seltner, und Anton durfte es nicht wagen, ohne seinen Vater ein Haus zu besuchen, das ihm lieber geworden war als das Haus seines Vaters.

Adelheid verlohr ihren Frohsinn, stiller Ernst wohnte auf ihrer Stirn, sie suchte die Einsamkeit. Im ewigen Kampfe zwischen Leidenschaft und Pflicht fühlte sie, daß es unmöglich sey, dem Geliebten zu entsagen, und hielt doch ihre Liebe für ein Verbrechen gegen das, was ihrem Herzen am heiligsten war, gegen die Religion. Jetzt sehnte sie sich wieder in ihr glückliches Nion zurück, mit Wehmuth erinnerte sie sich ihrer frommen Mutter, der Aebtissin, nur bei ihr, glaubte sie, würde der seelige Frieden in ihre Brust wiederkehren, der ehemals seinen Sonnenschein über die heitern Tage ihrer

Jugend verbreitete. Ach, die Ruhe unsers Herzens ist einer zarten Pflanze gleich, die, einmal von einem kalten Hauche angeweht, nie wieder aufblüht. Umsonst sehnen wir uns in die Gärten der Hesperiden zurück, in welchen wir unsre Jugend verträumten, ein ernstes Schicksal wirft uns in den Strudel der Welt, mächtige Leidenschaften regen uns auf, im unruhigen Streben gehen wir der großen Ruhe entgegen, die alle Müde freundlich in ihre Arme nimmt, und die Wunden des Lebens heilt.

Der Connetabel Montmorency sah die Unruhen voraus, deren Ausbruch in jedem Augenblicke zu erwarten war. Um seine Familie sicher zu stellen, lud er die Gräfin Ricourt ein, nach Paris zu kommen, und bat sie, seine Nichte mitzubringen. Adelheid sah Anstalten zur Abreise treffen, man suchte sie ihr zu verheimlichen, aber ihre Besorgniß errieth alles. Die Gräfin war zu sehr Kennerin des weiblichen Herzens, als daß ihr die Ursachen von Adelheids Schwermuth hätten unbekannt bleiben können; aber in der gewissen Hoffnung, daß die Zerstreuungen der Residenz; und die Neuheit eines geräuschvollen Lebens sehr bald den Eindruck verwischen würden, den Anton auf das unerfahrne Herz des Fräuleins gemacht hatte, suchte sie die Abreise zu beschleunigen, und beschloß auch Amalien mitzunehmen, um der armen Adelheid nicht zu gleicher Zeit die Freundin und den Geliebten zu entreißen. Den Abend vor ihrer Abreise fuhr die Gräfin

auf das Gut des Barons, um von ihm Abschied zu nehmen, und um ihn — wenigstens glaubte sie es seiner Freundschaft schuldig zu seyn — vor der Zukunft zu warnen, und ihn von einer Partei abzurathen, die ihre Stärke nur in ihren Muth, nicht in ihre Macht setzen konnte. Adelheid und Amalie begleiteten sie.

Während die Gräfin und der Baron sich in ein wichtiges Gespräch über Politik und Religion vertieften, sahen sich Adelheid und Anton zum erstenmale, seit der unglücklichen Entfernung beider Familien, wieder allein. Ach aber diese längst ersehnte Stnnde, war zugleich die Stunde des Abschieds! Anton stellte Adelheid die Unmöglichkeit vor, sich von seinem Vater in einem Augenblicke zu trennen, wo ihn Gefahren umringten, aber zugleich versprach er ihr, während seines ganzen Lebens einer Religion getreu zu bleiben, durch welche er allein hoffen konnte, den Besitz einer Montmorency zu erlangen. Adelheids Zweifel waren beruhigt, ihr Gewissen war wieder mit ihrer Liebe ausgesöhnt, sie gab ihm das feierliche Versprechen einer ewigen unwandelbaren Treue, und erhielt das seinige. — Die Hoffnungen der Liebe sind allmächtig wie die Liebe selbst, sie führen den glücklichen Geliebten hoch empor über die träge Wirklichkeit des Lebens, und zeigen ihm von fern das gelobte Land seiner Wünsche und die Paradiese seiner Zukunft!

Adelheid und Anton verloren sich in süßen Träumen ihres Glücks, ohnmächtig schienen ihnen alle Versuche des Schicksals, sie zu trennen, und sie schieden mit der festen Ueberzeugung von einander, daß ihre Trennung nur auf kurze Zeit, aber ihre Wiedervereinigung auf ewig seyn würde.

Warum murrt der Mensch gegen euch, ihr unsterblichen Mächte, daß ihr die Tage der Zukunft vor seinem Blicke mit Nacht umhüllt? Würde der Becher der Freude unsern Lippen süß schmecken, würde der Kuß der Liebe uns mit Seeligkeit berauschen, wenn das Gespenst der Zukunft vor unsern Augen stände, und an die Vergänglichkeit alles Glücks und an die Thorheit unserer Wünsche uns mahnte? Würden nicht die Herzen der beiden Liebenden gebrochen seyn, wenn sie den Augenblick geahnet hätten, in welchem sie sich wiedersehen würden?

Adelheid kam in Paris an, und ward Hofdame bei der Prinzessin Margaretha. Es war Winter. Der Hof war glänzend, und ungeachtet Besorgniß wegen der drohenden Gefahren Alle Herzen einnahm, so suchten doch Alle diese Besorgniß durch Feste und Zerstreuungen zu bekämpfen. Adelheid hatte zu lange in einer glücklichen Beschränktheit gelebt, als daß sie an dem Geräusche dieser ausgelassenen Vergnügungen hätte Geschmack finden können. Ihr reines stilles Herz

war einsam mitten in den Umgebungen eines glänzenden Hofs; ihre treue Liebe dachte nur an den entfernten Geliebten mitten unter den Höflingen, die sich vor ihrem Namen bückten, und um einen freundlichen Blick ihrer schönen Augen geitzten. Die Zeit verfloß ihr zwischen der Pflege ihres alten würdigen Oheims und den Besorgungen ihres Dienstes.

Der Frühling brach an, und mit ihm der bürgerliche Krieg. Der Connetabel stellte sich an die Spitze der königlichen Truppen; Brüsson und sein Sohn stritten unter den Fahnen des Prinzen Condé. Blutige Schlachten wurden geliefert, Wunder der Tapferkeit, wie sie nur die Geschichte der bürgerlichen Kriege aufzuweisen hat, geschahen, Schwärmerei und Fanatism standen einander gegenüber, die Provinzen wurden verwüstet, die friedlichen Hütten des Landmanns zerstört, blühende Städte in Aschenhaufen verwandelt, und fremde Truppen überschwemmten das Land.

So verflossen mehrere Jahre. Kurze Friedensschlüsse unterbrachen zwar zuweilen die Szenen des Kriegs, aber da sie nur von der Ohnmacht und Furcht der einen Partei erpreßt waren, und von der Eifersucht der andern bewacht wurden, so dauerten sie nur wenige Monathe, und die Flamme des Kriegs brach mit verdoppelter Wuth wieder aus. Die Gefangenen behandelte man mit einer Härte, die auch nur in bürgerlichen Kriegen, an welchen jeder Einzelne durch persönlichen Haß Theil nimmt, möglich ist. Man

enthauptete sie, oder schmiedete sie in die Ketten der Galeeren.

Adelheid erhielt dann und wann durch Amalien Nachricht von Anton, Seinem Versprechen getreu, stritt er unter dem Heere des Prinzen von Conde, weil das Glück seiner Familie an das Schiksal dieses Helden gebunden war, aber er trat nicht den calvinischen Meinungen bei. Das Leben im Lager erhöhte seinen Muth, und gab ihm jenen festen Geist, welcher nach Thaten ringt, und die Gefahren verachtet. Das Bild Adelheids lebte in seinem Herzen, und spornte ihn zu Thaten, um eine Montmorency zu verdienen oder mit einem ehrenvollen Tod das Versprechen seiner Treue zu besiegeln.

Conde, groß in seinen Planen, verwegen in der Ausführung derselben, beschloß Paris zu blockiren, und den Hof zu einem Frieden zu zwingen. Er bemächtigte sich der wichtigsten Vorstädte, steckte die Mühlen in Brand, und verschloß der Stadt alle Zufuhr der Lebensmittel. Umsonst versuchte Catharina den Weg der Unterhandlungen; Conde, zu oft dadurch getäuscht, verlangte schnelle, unbedingte Bewilligung der Religionsfreiheit. Der Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen stieg mit jedem Tage, das durchdringende Geschrei des Volks setzte den Hof in Schrecken, man beschloß, ein entscheidendes Treffen zu wagen.

In der Ebene von Saint-Denis stellten sich beide Armeen in Schlachtordnung. Die königliche Armee war dem Heere der Protestanten in Allem unendlich überlegen, aber die Geschicklichkeit eines Coligny, und die Unerschrockenheit eines Conde ersetzten den Mangel ihrer Truppen.

Mit beispielloser Tapferkeit hielt diese kleine Heldenzahl die immer erneuerten Angriffe der katholischen Armee aus. Endlich sprengte der beinahe achtzigjährige Greis Montmorency mitten in das Handgemenge der Truppen, und entschied den Sieg; aber diese Entscheidung kostete ihm das Leben, er blieb tödlich verwundet auf dem Schlachtfelde liegen. Anton von Brüsson achtete nicht der Gefahr, er eilte zu dem sterbenden Helden, suchte seine Schmerzen zu lindern, und der Connetabel segnete ihn für die Beweise seiner Menschlichkeit.

Adelheid war trostlos, als man ihr die Nachricht von dem Tode ihres Oheims meldete. Die Stütze ihres Lebens war gesunken, der Glanz der Familie Montmorency war erloschen. Sie erfuhr es, daß Anton von Brüsson den letzten Segen des Sterbenden erhalten hatte, und ein Strahl von Trost und Muth drang in ihr bekümmertes Herz: „Ist er gesegnet, — sprach sie mit frommen Thränen — so bin ich es auch!“

Die protestantische Armee wuchs aus ihren Trümmern wieder empor, und lieferte, ungeachtet des eingebrochnen Winters, noch mehrere Gefechte, welche aber nichts entschieden.

Im Frühling verließ der Hof, der mit den Chefs der Protestanten einen Frieden, oder vielmehr einen nothgedrungenen Waffenstillstand geschlossen hatte, Paris, und machte eine Reise in die Provinzen, um durch seine Gegenwart den gesunkenen Muth seiner Getreuen wieder aufzurichten.

Adelheid fühlte jetzt mehr als je das Lästige ihrer Lage. Ihr Herz trauerte noch über den Verlust ihres Oheims; eben so sehr ward sie von der Unruhe über das Schicksal Antons, von dem sie seit jenem unglücklichen Tage nichts gehört hatte, gefoltert, und doch war sie gezwungen, allen den Feierlichkeiten beizuwohnen, die die Städte zum Empfange des Hofs anstellten.

Den ganzen Sommer hindurch dauerte die Reise. Spät im Herbst kam der Hof nach Toulon. Hier hatte man schon große Vorbereitungen gemacht; denn Heinrich von Bourbon, Erbprinz von Navarra, wurde erwartet, um eine Zusammenkunft mit der Königin und der Prinzessin Margaretha zu halten. Er kam an, und man beeiferte sich, dem jungen Prinzen einen Begriff von dem Glanze und der Macht eines Königs von Frankreich zu geben. Ein Fest verdrängte das andere, man zeigte ihm die Zeughäu=

ser, die Anstalten der Marine, man ließ die Truppen manövriren, man besichtigte die Flotte. Ein Aufzug der Matrosen sollte die Feierlichkeiten beschließen; mit klingendem Spiele, mit fliegenden Fahnen zogen sie bei dem Hofe vorbei, der unter einem prächtigen Baldachin vor der Thüre des Pallastes stand. An ihren Zug schloßen sich unter einer zahlreichen Bedeckung von Soldaten die Galeeren-Sklaven an, für heute ihrer Fesseln entledigt.

Mitten unter diesen hohlen, von Gram und Verzweiflung verzehrten Gesichtern, schritt ein blühender Jüngling daher; sein Schritt war stolz, sein Blick, zur Erde gesenkt, auf seiner Stirne saß der Kummer über ein unverdientes Schicksal, das ihn in die Reihen der Verbrecher geworfen hatte. Er näherte sich dem Pallaste, alle Augen waren auf ihn gerichtet, aber er sah mit unverwandtem Blick zur Erde. Da weckte ihn ein Schrei aus seiner Betäubung, er blickte empor, und Adelheid lag leblos zu den Füßen der Königin. Barmherziger Gott! es war Anton! Nach der Schlacht von St. Denis hatte man ihn zum Gefangenen gemacht und auf die Galeeren geschmiedet. Das war der Augenblick, wo er seine Adelheid nach langer Trennung wieder sah.

Catharina, zum erstenmahle menschlich, ward von dem Schicksale der Liebenden gerührt, sie schenkte dem unglücklichen Jünglinge die Frei-

heit, und Adelheid, jetzt völlig Herr über sich selbst, gab ihm ihre Hand.

In ländlicher Ruhe, fern von dem Schauplatze des Kriegs, der noch viele Jahre lang ihr Vaterland verwüstete, genossen sie den Lohn ihrer Liebe und Treue in einem schönen und zufriedenen Leben.

IV.

Agathos und Kalli.

Eine Erzählung aus dem goldnen Zeitalter.

1.

Das Fest der Dankbarkeit.

In jenen seligen Zeiten, da milde Genien die Bewohner der Erde umschwebten, da menschliche Götter über ihre Schicksale walteten, und schuldlose Herzen in ihren Busen klopften, in jenen seligen Zeiten lebten Agathos und Kalli.

Damals war das Herz des Menschen noch nicht im Widerspruche mit seiner Pflicht, damals kannte man keinen Gehorsam, als den die Dankbarkeit auflegte, keine Freundschaft, als welche die Uebereinstimmung der Gesinnungen knüpfte, keine Liebe, als die, welche sich ewig an ein theures Herz ergiebt. Ach, damals waren die Menschen, die Erde und die ganze Welt freundlicher! und der Genius über den Sternen, war freundlich wie seine geliebten Kinder!

Die Zeit ist verschwunden — die Menschen verließen den milden Himmelsstrich, ihren ursprünglichen Wohnplatz, da wurden die Götter rauh und grausam, wie das Klima, welches sie bewohnten, da wurden ihre Herzen hart, wie der Erdboden, dem sie ihre Nahrung abzwangen, da verließen Tugend und Freundschaft den Erdkreis, nur ihre Schattenbilder, die Ehre und die Höflichkeit, blieben zurück. — Die später entarteten Nachkommen halten die Erzählung von jener schönen Zeit für eine Fabel; nur wenig Edle glauben an sie, weil sie die Möglichkeit davon in ihrer Seele fühlen.

Euch, in deren Herzen die goldne Zeit fortlebt, euch, die die Welt drückt, die ihr an eine schöne Vergangenheit glaubt, und durch die Erwartung einer seligen Zukunft euch stärkt, euch wenigen erzähle ich die Geschichte von Agathos und Kalli.

In den Fluren Thessaliens lag ein Thal, schöner hatte die Natur keines geschmückt. Von den Gebirgen geschützt, spielte hier der Zephyr ungestört um die Blüten des Orangenwaldes, ruhig weideten zahlreiche Heerden auf den blumigen kräutervollen Wiesen, die der Pincus mit seinen Silberwellen bewässerte, und die Menschen, die diese Gegend bewohnten, waren sanft und gut wie die Natur, die sie umgab. Das Thal hieß Tempe. Noch in späten Zeiten nannte man diesen Namen, wenn man eine herrliche Gegend schildern, oder gute

und glückliche Menschen bezeichnen wollte. Die Nachwelt versetzte auf den hohen Olymp, der dieses Thal begrenzte, den Wohnsitz der Götter und der Musen, weil man glaubte, daß das Große und Schöne nur aus dem Guten hervorgegangen sei.

Führe mich, Vertraute der alten Welt, freundliche Göttin, die Theokrits Leier stimmte, Maros Gesänge beseelte und Geßner, den Deutschen, begeisterte, führe mich, Göttin, zu den Hütten voll Einfalt und Tugend, zeige mir näher die Menschen, die des Menschennamens so würdig waren, und erheitere durch den Zauber der Vergangenheit meinen Blick, der trüb' in die Gegenwart hinstarrt, und Trost suchet und keinen findet!

Es war um die Zeit, da die fruchtreichen Halme der Ceres gemäht sind, da Pomona ihre Geschenke austheilt, und der sorgsame Hirt das Lämmchen von der Mutter trennt, als Agathos nach dem heiligen Haine wandelte, der den Fuß des Olympus umgab, um dort das Fest der Dankbarkeit, welches man jeden Herbst feierte, zu begehen.

Die Bewohner des Tempe versammelten sich hier in jeder Jahreszeit zu einem feierlichen Feste. Im Frühlinge, wenn die Natur erwacht und das Herz des Menschen zu jedem schönen Gefühle sich aufschließt, opferten sie der Liebe, die den Morgen unsers Lebens so schön macht. Im Sommer, wenn die Strahlen der Sonne im Thale glühten und die Menschen schattige Wälder aufsuchten, um dort im kühlen

Dunkel mit freundschaftlichen Gesprächen sich die Zeit zu verkürzen, opferten sie der Freundschaft, welche den Mittag unsers Lebens erheitert, und im Herbste, wenn ihnen die Götter die Früchte des Ackers, des Baumes und der Heerde geschenkt hatten, opferten sie der Dankbarkeit, jenem Gefühle, dem sie am Abend ihres Alters ihren Unterhalt und ihre Freude zu verdanken hatten. Einen Winter kannten die glücklichen Fluren nicht.

Alle Bewohner des Thals waren versammelt, und da die Abendsonne nur noch die Wipfel der Bäume vergoldete, da ging der feierliche Zug auf einen großen mit hohen Cypressen und Ulmen besetzten Platz, in dessen Mitte von einem Altar ein Opferfeuer emporloderte. Unter frohen Gesängen schloß die Menge einen Kreis um das lodernde Feuer. Jetzt waren die Gesänge geendigt, da trat ein ehrwürdiger Greis an den Altar, tiefes Schweigen ruhte auf der Versammlung, und der Greis sprach:

„Gütige Wesen! die ihr Fluren und Haine um„schwebt, die ihr die zarten Halme des Ackers be„schützt und mit schirmender Hand die muntern „Heerden bewachet, ach ihr habt uns aufs neue „gesegnet! Früchte des Ackers und Früchte des „Baumes habt ihr uns gegeben und unsere Heer„den sind größer geworden. Wir danken euch, gü„tige Götter!“

Da wiederholte das Volk mit lauter Stimme; „Wir danken euch, wir danken euch, ihr gütige Götter!“

Und der Greis erhob zum zweiten Male seine Stimme, und sprach:

„Gütige Götter, die ihr den Menschen speiset und „tränkt, und sein Herz mit Freude erfüllet auf „der herrlichen Erde, euch danken die Greise die„ser Versammlung für alle Freuden, die ihr gabt „und noch gebet, und für die Dankbarkeit und „die Liebe, mit der ihre Kinder sie pflegen „und ihnen gehorchen. Nehmt uns, o gütige „Götter, aus dieser schönen Erde in eure schö„nere Wohnung und gebt unsern Kindern und „Kindeskindern auf späte Zeiten, das Glück, „das ihr uns gabt!“

Da fielen die Greise auf ihr Angesicht nieder und riefen:

„Nehmt uns, o gütige Götter, aus dieser schö„nen Erde in eure schönere Wohnung!“

Frohe Gesänge ertönten nun wieder, Jünglinge und Mädchen tanzten um den Altar, und unter Scherz, Gesang und Tanz entfloh die Nacht

Agathos sah in dem Kreise ein Mädchen sie trug ein Lämmchen, weiß wie Schnee, auf dem Arme, aber ihre Miene war traurig, und da alles ausrief: „Wir danken euch, gütige Götter! da fiel eine Thräne aus dem Auge des Mädchens. Agathos hatte noch nie ein Mädchen gesehn; das ihm so gefallen und ihn so gerührt hatte, wie dieses.

Schüchtern nahte er sich ihr und fragte sie mit zitternder leiser Stimme: „Wer bist du, schönes Mädchen? und warum bist du nicht froh?“

„Ich heiße Kalli, antwortete sie, ich möchte mich gerne freuen, aber ich kann nicht.“

Da trat Gleyrias, ihr Bruder, hinzu und „sprach: Störe ihren Schmerz nicht, Agathos, „er ist gerecht, es sind noch nicht drei Monden, da starb uns die liebende Mutter.“

Agathos dachte an seinen alten Vater, und wie vielleicht auch der Tag nicht fern wäre, daß er um ihn weinen würde, und die hellen Thränen stürzten über seine Wangen.

Kalli sah es und drückte dem guten Jünglinge die Hand, aber seine Thränen flossen noch heftiger, eine selige Wehmuth hatte sich über seine Seele ergossen, sein Herz war ihm so schwer, es erwachte ein Gefühl in ihm, das er bis jetzt noch nicht gekannt hatte, er floh die Tänze und Gesänge, und ging einsam in den Hain.

Des andern Tages ging Agathos traurig wieder zu seiner Wohnung zurück, er dachte nur an Kalli, er sah ihre schöne Gestalt unaufhörlich vor sich, und da er zu dem alten Vater heimkehrte, da erzählte er ihm nicht, wie sonst, von den Freuden der Versammlung, sondern fiel mit Thränen an seine Brust, und sagte: „Ach, Vater, Kallis Mutter ist gestorben! Das verlassene Mädchen weint sehr, ach, wenn dich doch die Götter noch lange leben ließen! Du hättest sehen sollen, Vater, wie sie

weinte; seit ich sie gesehen habe, bin ich sehr traurig, seit sie mir die Hand drückte, habe ich immer geweint.

„Agathos, fragte der erfahrne Greis, ist Kalli schön?“

Agathos erröthete und sprach: „Schön, Vater? ich, Kalli ist sehr schön; ich habe kein schöneres Mädhen gesehen, als Kalli.“

„Agathos, fuhr der Greis fort, und heftete einen forschenden Blick auf den Jüngling, du liebst Kalli?“

Da fiel er in die Arme des Vaters und rief: „Ja, Vater, ich liebe sie.“

Der ehrwürdige Greis hob seine Augen zu dem Himmel empor und sprach: „Gütige Götter! segnet die Liebe meines Sohnes!“

„Also freust du dich, Vater, daß ich Kalli liebe? rief der Jüngling.“

„Agathos, versetzte der Greis, nur ihren Lieblingen gönnen die Götter die Empfindungen der Liebe; eine Brust, in der diese reine heilige Flamme lodert, ist den Göttern geweiht; Agathos, danke den Unsterblichen!“

Der Jüngling hatte vergessen, Kalli zu fragen, in welcher Gegend ihre Wohnung sei, und auf welchen Fluren sie weidete, aber Hella, seine Schwester, gab ihm erfreuliche Auskunft. „Dort, sprach sie, wo der Pencus durch die Gebüsche sich windet,

und vom schroffen Felsen herab ein Bach sich mit ihm vermählt, dort ist ein kleiner, von Büschen umgebener Abhang, da weidet Kalli's Heerde, ihre Hütte lehnt sich an den moosbewachsenen Fels an, und Epheu, Geißblatt und die schlanke Rebe des Weinstocks, haben, wie mit einem Netze, die niedrige Wohnung umzogen."

Agathos küßte seine Schwester für die freudige Nachricht, und kaum graute der Morgen, so ging er den Krümmungen des Peneus nach. Schon hörte er das Geräusch des herabfallenden Baches, schon sah er durch das Gebüsche das niedrige Hüttchen, das sich an den Felsen anschmiegte, da klopfte sein Herz stärker, und er hatte nicht den Muth, weiter zu gehen. „Ich werde sie von hier aus sehen können, sagte er und legte sich unter die Hängeweide, die am Ufer des Flusses stand. Ihre Zweige bauten eine Grotte über den liebenden Jüngling, und durch die Blätter und Aeste blickte er hindurch nach der Thüre des stillen Hüttchens.

Die Morgensonne glitt von den Gipfeln der Berge herab, und zitterte auf den Spitzen des Waldes durch den der Morgenwind rauschte, da trat Kalli aus der Hütte, und Glycias trieb die kleine Heerde auf den bekräuterten Abhang. Seine Flöte sang ein fröhliches Lied, und die Göttin, die Felsen und Wälder einsam bewohnt, Echo, wiederholte seine Accorde. Still und in sich gekehrt stand Kalli an den Felsen gelehnt, da sprach der Bruder zu ihr:

„Es ist nicht gut, daß du das Andenken der lie„benden Mutter bloß mit Thränen ehrst, die Ge„storbenen sind den Göttern zu vergleichen, sie lie„ben, wie sie, frohe Herzen, und Freudenthränen „sind ihnen ein schöneres Opfer, als Thränen des „Kummers.“

Aber Kalli antwortete: „Tadle mich nicht, Glycias! Die Unsterblichen theilen Freuden und Thränen aus, wie sie wollen, ich weine nicht allein um die zärtliche Mutter, seit ich in dem heiligen Haine war und den theilnehmenden Jüngling sah, seitdem fühle ich mich so einsam, seitdem fließen meine Thränen heftiger.

Da erwiederte Glycias: „Wohl ist Agathos der schönste Jüngling unsrer Flur, aber die Schäferinnen sagen, sein Herz sei kalt wie die Felsen, die unser Thal einschließen, und seine Brust habe nie die zärtlichen Wallungen der Liebe empfunden.“

„Du irrst, Glycias, sprach Kalli, sein Auge ist sanft und sein Herz ist weich. Sahst du die heilige Rührung, mit der er vor dem Altare niederfiel? Er liebt die Götter, und, Glycias, wer die Unsterblichen liebt, der liebt auch die Menschen!“

Agathos hatte jedes Wort vernommen. Wonne und Liebe stürmte durch seine Brust und eine freudige Angst durchzitterte seine ganze Seele. „Wenn sie mich hier entdeckte, wenn sie es wüßte, daß ich ihr Gespräch belauscht habe! Ach, sie würde mich nicht mehr lieben, sagte er zu sich selbst, und eben war er im Begriff, seinen verborgenen Aufenthalt zu ver-

lassen, als Kallis Heerde an den Fluß herabkam, um zu trinken. Die Aufmerksame Schäferin folgte der Heerde, besorgend, daß nicht etwa ein Lämmchen ausgleiten möchte und von den schnellen Fluten fortgerissen werde. Schon hatte sie sich der Weide genähert, unter der Agathos verborgen war, da stand der Jüngling auf und wollte auf das Mädchen zueilen, aber Kalli entfloh, da sie das Geräusch in dem Gezweige hörte, und wähnte, sie habe eine Najade gestört, oder eine Nymphe des Hains, welche herabgekommen sei, sich im Morgenthau die göttlichen Glieder zu erfrischen.

Agathos eilte ihr nach und rief: „Warum fliehst du mich, Kalli?“ Da wendete sich das blühende Mädchen um und erblickte den schönen Jüngling, aber der Jüngling schloß sie in seine Arme und sprach:

„Kalli, ich liebe dich! ich liebe dich mehr als mich
„selbst, ich liebe dich mehr als die Silberlocken
„meines Vaters!“

Da schlang das zitternde Mädchen ihren weißen Arm um seinen Nacken und lispelte leise:

„Agathos, ich liebe dich, so hat noch kein Mäd-
„chen einen Jüngling geliebt!“

Und es erwachten die Sänger des Hains und wirbelten ihre Freudenhymnen empor; melodischer rauschte der Bach von dem Felsen herab, die Flöte des Glycias ergoß sich in froheren Tönen, und lauter wiederholte Echo ihre Accorde! Aber Kalli führte den Geliebten in die friedliche Hütte und

nahm die Urne, welche die Asche der geliebten Mutter einschloß, und sprach:

„Agathos, küsse diesen heiligen Staub und „schwöre mir bei der Asche der geliebten Mut= „ter, daß du Kalli ewig lieben willst.“

Da küßte Agathos den heiligen Staub, und schwur ihr bei der Asche der geliebten Mutter ewige Liebe.

V.

Am Tage Allerheiligen.

Harmonien, wie von Engelharfen,
tönten durch die Wölbungen des Tempels,
zur Verherrlichung Vollendeter.
Auf den Knieen lagen fromme Beter;
und der Priester stand am Hochaltare,
brechend das geweihte Brod des Bundes.

Fromm und sanft, wie Raphaels Madonne,
schwärmerisch und schön, wie Magdalena,
lag Elmire an des Altars Stufen,
voll Gedanken an die beßre Welt.

Ihre fromme Andacht nicht zu stören,
naht' ich mich nur leise dem Altare.
Aber meine ganze Seele ruhte
auf dem Angesicht der Beterin.

Jetzo, wie von Gottes Geist umwehet,
blickte schwärmerisch ihr blaues Auge
zu dem Bilde des Erlösers auf!
ihren Busen hob ein stiller Seufzer,

und ein Tropfen fiel aus ihrem Auge
auf des Altars Marmorstufen nieder.

Ach, da konnt' ich mich nicht länger halten!
An Elmirens Seite kniet' ich nieder;
und die Perle dieses warmen Herzens
küßt' ich von dem kalten Marmor auf.

„Ehre sey Gott in der Höh' und Frieden
„auf der Erde!" sang das Chor der Sänger.

Großer Gott, ach! wenn in diesem Herzen
nicht der Unschuld stiller Frieden wohnet,
ach, wenn auch die Thränen dieser Augen
nur auf kalte Steine niederfallen,
wo ist dann der Friede deiner Welt?
Lehre mich aus diesen Thränen=Auen,
Gott, mein Gott! zu dir hinüber schauen,
Wenn mein Glaube wankt und fällt.
Wenn ich weine, daß des Schicksals Ruthen
Böse schonen, und die Edeln bluten,
O so zeige mir die beßre Welt!

Laß bei ihres Jammers Angstgestöhne
Schöner Sterne Hallelujatöne
Meinen schwachen Geist umwehn!
Laß bei ihres Kummers leiser Klage
Mich den Engel mit der ernsten Wage
Der Vergeltung überm Grabe sehn!

Daß ich fort, mit kindlichem Vertrauen,
Ferner kann auf deine Liebe bauen,
  Daß mein armes Herz nicht zagt;
Ob es gleich mit tausend heißen Thränen
Dir umsonst sein namenloses Sehnen,
  Dir vergebens seinen Kummer klagt.
Ach ich glaube! Vater, hilf mir glauben!
Laß mir nie die süße Hoffnung rauben,
  Daß du mich zu bessern Welten rufst.
Sieh', wir alle strecken unsre Arme
Zu dir auf: o Geist der Welt! erbarme
  Dich der armen Kinder, die du schufst!

VI.

Der Jüngling und der Wanderer.

Der Wanderer.

Wohin, o Jüngling, mit fliegendem Schritt?
Wohin mit dem flammenden Auge?
Nimm mich, du Rascher nach Wanderer Brauch,
Nimm mich, du Eilender, mit.

Der Jüngling.

Ich geh allein eine rauhe Bahn,
Sie führt über Klippen und Felsen hinan,
Durch ödes Geklüft durch Sumpf und Moor
Steig ich zu sonnigen Höhen empor,
Ich will nicht rasten, es muß mir glücken,
Der Wallfahrt fernes Ziel zu erblicken.

Der Wanderer.

Was treibt dich so kühn die ferne Bahn?
Was führt dich auf Klippen und Felsen hinan?
Schlug nicht daheim die Nachtigall laut?
Schlang nie sich dein Arm nm die liebende
Braut?

Die Freuden, die in der Heimath wohnen,
Die suchst du umsonst in entfernten Zonen!

Der Jüngling.

Unsterblichkeit ist ein großes Wort!
Es rief mich von Freund und Vater fort,
Es riß mich aus den Armen der Braut,
Wohl seufzte sie schwer, wohl weinte sie laut!
Doch laß mich, doch laß mich, ich muß von hinnen,
Ehe die Stunden, die schnellen, verinnen!

Der Wanderer

Verblendeter! Ruh ist ein süßes Wort!
Du suchst es vergebens am Ziele dort.
Vernimm, wen des Genius Adlerflug
Empor zu den Sternen des Himmels trug,
Der mag wohl vieles, ach vieles! wissen,
Aber die Ruh' ist ihm ewig entrissen!

Der Jüngling.

Laß ruhn, wem die Götter die Ruhe vergönnt!
Mich treibt ein Feuer, das ewig brennt,
Mich foltert und quält ein Durst, den stillt
Kein Wasser, das aus der Erde quillt;
Nur dort allein an erhabener Stelle;
Da sprudelt, da rieselt die labende Quelle.

Der Wanderer.

Verwegner! hoch oben bei Jupiters Sitz
Lauscht tief verborgen der tödtende Blitz.
Es trinkt der Adler den Sonnenstrahl
Und sinkt mit gelähmtem Fittig ins Thal;
Und Phaëton stürzt aus unendlichen Höhen,
Da ihn die Lüfte des Himmels umwehen!

Der Jüngling.

Laß stürzen, laß fall'n, wer den Muth
verlor!
Ich klimme durch Tod und Gefahren empor,
Und kann ichs nicht enden, und muß ich hinab,
So schmücke der Lorbeer mein rühmliches Grab:
Wer untergieng im großen Bestreben,
Verdient in dem Herzen der Nachwelt zu leben.

VII.

Amulett.

Laß sie lärmen um dich und toben die Narren der Erde,
Halt im Strudel dich fest, kämpfe du muthig ein Held!
Aber vor allen zuerst bekämpfe dich selber! Vollendung
Suche außer dir nicht, schaffe sie dir in die Brust!
Ist er befestigt in dir, der ewige Friede, so stürme
Draußen die tobende Welt, siehe du ruhig ihr Spiel.
Reißt ihr Wirbel dich fort, und mußt du fallen, so falle
Groß wie die Eiche im Wald, die ein Jahrhundert vermißt!

VIII.

Gebet.

Wenn mein Geist vom Staubgewande
Sich empor zu winden strebt,
Wenn ihm Todesfurcht und Schrecken
Ahndungsvoll entgegen schwebt,
Wenn ich zittre, wenn ich zage,
An dem schwersten, bångsten Tage,
Dann, Alliebender o Du!
Wehe Kraft und Trost mir zu!

Nicht das Klagen meiner Freunde,
Nicht ihr heißer Thrånenblick,
Halte meine můde Seele
Noch an diese Welt zurůck!
Nicht um ewig hier zu wohnen
Schufst du deine Millionen.
Nein, du fůhrst mit Vaterhand
Sie ins unbekannte Land.

Deiner Erdenkinder Thränen,
Ihren Kummer, ihre Noth,
Duldest du nur Augenblicke,
Endest du mit sanftem Tod;
Und dann führst du, zur Belohnung,
Sie in eine beßre Wohnung,
Wo kein Auge Thränen tropft,
Wo kein Busen ängstlich klopft.

Führ' auch mich nach Jenseits über;
Denn, mein Lebenstag ist schwül,
Dornigt sind die Pilgerpfade,
Und die Grabnacht still und kühl!
Löse sanft des Körpers Bande,
Führe mich zu jenem Lande,
Wo der Friede Gottes schwebt,
Sokrates und Jesus lebt!

IX.

Der Veilchenkranz.

Ich wand mir einst einen Veilchenkranz
Bei Mondenschimmer und Sternenglanz.
Die Drossel sang, und die Nachtigall schlug;
Laut klopfte das Herz, das im Busen ich trug.

Ach, dacht' ich, wenn der Morgen graut,
Wird auch mein Kränzchen überthaut;
Dann blühen die Veilchen noch einmal so schön,
Und werden den Tag über Kühlung mir wehn.

Der Morgen graute; die Lerche schwang
Vom Saatgefilde sich auf, und sang;
Die Nachtigall schwieg; es fiel der Thau,
Und schmückte mit Perlen die Blumenau'.

Es wogt' und wallte das Flammenmeer
Der Morgenröthe von Osten her.
Ich sah mein Kränzchen, vom Strahl umglüht,
Ich sah mein Kränzchen, — es war verblüht!

Da freute mich des Morgens Licht,
Mich freute das Lied der Lerche nicht.
Ich weint', und blickte mit trübem Sinn
Auf meine verwelkten Blumen hin.

Ein Lüftchen wehte mir leise zu:
„Du armer Jüngling, was weinest du?
„Was blickst du aufs Kränzchen mit trübem Sinn?
„Was einmal verwelkt, ist auf ewig dahin!"

„Auf ewig?" rief ich voll bitterm Schmerz,
Und druckte die Blumen ans bange Herz.
„Lebt wohl dann! ihr duftet auf ewig nicht mehr."
Das Kränzchen hieß: Hofnung; drum weint' ich so sehr.

X.

An Leonoren,

bei dem Tode ihres neugebornen Kindes.

Dein Liebling kostete den Kelch des Lebens.
Da schmeckt' er seine Bitterkeit, und wand
Sein Köpfchen schnell hinweg; sein kleines Auge
blickte
Voll Sehnsucht zu dem Himmel auf. — Da drückte
Ein Engel es ihm zu.
Ach Mutter, sprich, was weinest du?

XI.

Mannssinn.

Wem die Natur, die erhabn', aus ihrer unendlichen Fülle
Mannssinn gab und ein Herz, thatenbegierig und heiß,
O der Fall' auf die Knie und danke der Göttin mit Zittern,
Denn ein gefährlich Geschenk hat sie dem Staube vertraut!
Göttliches ward ihm gegeben, drum denken ihm menschliche Dinge
Wie der Schein auch sei, lächerlich dennoch und leer;
Freiheit wohnt ihm im Busen, es lasten ihn zwiefach die Ketten,
Er, ein Laokoon, ringt gegen die Fesseln der Welt;
Lichtvoll ist ihm die Seele, er haßt das Dunkel des Irrwahns
Und in cimmerischer Nacht schwingt er die Fackel des Lichts.

Aber ein Fremdling ist er der Erde, verstoßen verlassen!
Tellus Geschlecht vermählt nur mit der Schwäche sich gern;
Langsam verblutet sein Herz im ungleichartigen Kampfe,
Und er erliegt, ein Held, nur von den Göttern geliebt!

XII.

Nachtlied.

Die Erde ruht, das Herz erwacht,
Auf strebt der innre Sinn!
Die Engelwelt voll Glanz und Pracht
Zieht still und ruhig durch die Nacht
Der Menschen hin.

Das Auge hebt sich himmelan
Von Erdenspiel und Tand:
Die Hoffnung spricht, des Lebens Bahn
Führt aufwärts zu dem Sternenplan
Ins Vaterland!

Der Engel, den der Staub noch hält,
Fliegt seinen Brüdern zu;
O Gottesland von Glanz erhellt!
Wenn alles um uns welkt und fällt,
Du giebst uns Ruh!

KÖNIGL. KREISBIBLIOTHEK IN AUGSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Mahlmann, Siegfried August,

Kleine Erzählungen, Gedichte und prosaische Aufsätze

Bd.: 1

Zofingen (1801)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- LD 4517 -1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11261054-5